Günter Tessmann: Mein Leben

Band 10

(1969 Lub. 354)

VIII Abschnitt. Zum zweiten Mal abwärts
(Ende 1926–1936) S. 1

Teil 1. Neun Jahre Irrungen und Wirrungen in Berlin S. 3

Teil 2. Ein Lichtblick: Als Sachverständiger der Berliner Bodengesellschaft für Landfragen nach Nordparaná und zurück S. 157

Siehe andere Seite!

VIII. Abschnitt: Als Auswanderer nach Südbrasilien (1936-1947) S. 239

Teil 1. Vorbereitungen und Ausreise nach Brasilien S. 241

Teil 2. Die Jahre des Elends: als Kolonist in der grünen Hölle S. 295
(Episode A)

Teil 1. Neun Jahre Irrungen und Wirrungen in Berlin*

* Aus dem Gedächtnis 1951 aufgezeichnet

Ende 1926

13. Novemb. – 31. Dezemb. 26 ↓

Die Zeit in Buxtehude, wo wir uns völlig ohne Sorgen (die Mama übernahm) ausruhen konnten, floss angenehm dahin. Manuel gab den Mädels, Mama und uns vielen Stoff zur Kurzweil, so auch mit seinen ersten Versuchen, deutsch zu sprechen, Anlass zu Lachen und zu Scherzen. Trotz des für Tropenmenschen natürlich oft allzurauhen Wetters wurden, wenn dieses es überhaupt zuliess, Spaziergänge in die Umgebung gemacht, die ich auch nicht kannte. Nicht weit entfernt lag eine ausgedehnte Kiefernschonung mit freien Heideplätzen und hier sollte – wie Friedchen mir erklärte – dem Volksmund zufolge der Wettlauf zwischen Hasen und "Swinegel" stattgefunden haben. Aber auch bei schlechtem Wetter zu Hause, war es ganz gemütlich. Mama sorgte, wie immer, dafür, dass wir etwas Gutes zu essen bekamen und buk manchen delikaten Kuchen, ein Genuss, den wir schon lange nicht gehabt hatten. Kurz, es ging uns hier in Buxtehude

Ende 1926 vergnüglich und wir fühlten uns „sauwohl“.

Aber die schönen Tage konnten ja nicht dauern. Wegen meiner wissenschaftlichen Ziele (Veröffentlichung der Indianerforschungen) war es durchaus nötig, nach Berlin zu übersiedeln.

Wenn ich recht erinnere (diesen Ausdruck wird ich wohl noch öfter finden) fuhr ich inzwischen für kurze Zeit nach Lübeck. Die Eltern waren nun beide tot (mein Vater Weihnachten 1924 gestorben), die lieben, guten Tanten ebenfalls. Von allen mir nahestehenden Lieben (außer Kay u. Frau) war nur Magda noch nach, die jetzt allein im früheren „Tantenheim“ wohnte. Bei meinem Besuch wurden die alten Erinnerungen wieder aufgefrischt und es gab noch viel Lachen und Scherzen über die alten vergnüglichen Zeiten mit den Tanten zusammen, vor allem über Bergmann (den schwedischen Masseur), den schwedischen „Konsül“, an Familie Martens und alles andere, was wir erlebt hatten. Und dennoch lag über unserem Zusammensein im Ganzen eine trübe Stimmung, so dass unser-

Ende 1926 Schwerzen beinahe etwas Schwungenes hatte. Magda war nicht mehr die Alte, sie hatte die Tanten zu Tode gepflegt und sah damit auch ihre Aufgabe und ihre beste Zeit als vergangen an – so schien es mir wenigstens. Vielleicht war es auch ihre fortschreitende innere Erkrankung, deren gefühlsmäßige Erkenntnis sie anders geworden sein ließ. – Ich sollte sie überhaupt nicht wiedersehen, da sie einige Jahre darauf zur Zeit meiner tiefsten Niedergänge starb.

Mary besuchte ich natürlich zuerst – ich glaube, mein Schwager Erwin war schon alt geworden, aber noch ganz rüstig. Sie wohnten vor dem Münstertor. Meinen Aufenthalt nahm ich wohl im alten Gasthaus zum Reuterberg. Frau Brahm besuchte ich auch. Mein Freund Wolfgang war schon erwachsen und als Kaufmann tätig, sein jüngerer Bruder Günther, der früher sehr dünn war und auch ziemlich häßlich ausgesehen hatte, war zu meinem Staunen zu einem stattlichen und hübschen Burschen –

Ende 1926 ich glaube, er war jetzt 15 – herangewachsen. Auch werde ich vielleicht Solvays aufgeweckt haben – der gute Willi war jetzt auch nicht mehr.

Ausser der Auffrischung alter Beziehungen zu Verwandten und Bekannten hatte ich auch eine geschäftliche Sache in Lübeck zu erledigen – es handelte sich um die Regelung von Vaters Nachlass, die Hans Bockmeyer, der Rechtsanwalt, in Schwartau übernommen hatte. So besuchte ich diesen Verwandten, in dessen Familie ich früher, wenn auch nur ganz kurz verweilt hatte. Aber auch hier war alles anders geworden, die Frau war gestorben, die Söhne erwachsen und anderswo. Da Hans Bockmeyer auch das Silberzeug meiner Eltern in Aufbewahrung hatte, ich aber noch kein Heim, so verabredete ich mit ihm, dass er es mir nachsenden sollte, wenn ich in Berlin Wohnung gefunden hatte.

Gleich nach meiner Rückkehr nach Buxtehude, also Ende November, nahmen wir drei – Edel, Manuel und ich – Abschied von Mama, Friedchen und Luis-

In denkbar ruhigster Lage zwischen Schloßplatz und Spittelmarkt

Ein Gruss, ein lustig froher, kecker,
Fliegt in Dein Zimmer heut' hinein,
Kommt vom Hospiz-Direktor Becker
Will Dir ein Lust- und Laune-Wecker,
Ein Stückchen Unterhaltung sein! —

At the end the foreign languages

1927.

Fernbahnhof: Alexanderplatz   Untergrundbahnstation: Hausvogteiplatz

Tempi passati.

1911 Der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe,
Musst' wen'ge Preise etwas ändern ich,
Doch dem Hospiz bewahrt die alte Liebe,
Es ging nicht anders, glaubt es sicherlich.

1925 Es ist natürlich stets die alte Leier,
Die ständig mich aufs neue quält,
Die Zeiten sind gewisslich schwer und teuer,
Doch bin von starkem Willen ich beseelt
Und werde immer eifrig streben,
Zu kleinen Preisen stets das Beste geben.

Hospiz im Zentrum Berlins

Berlin C. 19

Holzgarten-Strasse 9 und 10

an der Kur-Strasse.

Fernspr. Amt Merkur No. 7469, 7470 u. 2666

Telegramm-Adresse: Hospiz Centrum Berlin

In memoriam.

Von der Holzgartenstrasse sei kurz beigefügt,
Daß sie ganz nahe am Schlossplatz liegt.
Daß 1645 bereits
Zum Kurfürstlichen Holzgarten sie geführt,
Ist eine Sache, die allerseits,
Besonders unsere Gäste interessiert.
Wie wir wissen, steht heut' auf demselben Platz
Die Reichsbank mit ihrem gewalt'gen Schatz. —

Haus mit allen Bequemlichkeiten,
fließendem warmen u. kaltem Wasser u. s. w.

Prolog.

Lieber Leser! Diese Zeilen
Sind gewidmet Dir allein,
Willst Du im Hospiz verweilen,
Soll'n sie Dir ein Führer sein.
Dieses liegt seit **30 Jahren**
Ganz im **Centrum,** dennoch **still,**
Weil es allen Gästescharen
Ruh' und Frieden bieten will.
Jeder Gast hat die Empfindung:
„Hier bin ich versorgt famos,
Und von hier ist die Verbindung
Prachtvoll — einfach tadellos."
Untergrundbahn führt Dich schnelle
Her, von wo's auch immer sei,
Schon von weitem lockt die Stelle:
Spittelmarkt und **Hausvogtei.**
Daß man alles sich besehe,
Sich wohl ganz von selbst versteht,
Denn es sind ganz in der Nähe
Schloß und Universität,
Dom und Reichsbank, Oper, Linden,
Nimm es Leser zur Notiz,
Wirst mit Leichtigkeit Du finden
Blitzesschnell von dem Hospiz.
Und in dieses Hauses Räumen
Ruhst bequem Du nach der Reise,
Freu'n Dich noch in Deinen Träumen
Uns're zeitgemäßen Preise. —

Alle Nationalitäten,
Herren aller Fakultäten
Sind als Gäste hier vertreten. —
Und nahte sich ein Kandidat
Zur Prüfung, stets bestanden hat,*)
Wer Gast bei mir im Centrum war;
Das ist ein Segen wunderbar! —
Ich könnte nun noch mehr erzählen,
Mein Haus Euch allen zu empfehlen,
Jedoch das wäre unbescheiden,
Und Selbstlob mag nicht jeder leiden.
Wenn Ihr einmal auf Reisen geht,
Kommt selbst und prüft und staunt und seht,
Ja, schaut dann lieber selber nach,
Ob der Prolog zu viel versprach. —
Damit Ihr vorher orientiert,
Sei Euch dies Büchlein dediziert.
Wer aber schon einmal gewohnt in meinem Haus,
Den bitt' ich, trag' sein Lob in alle Welt hinaus.

Hausordnung.

Das ist des stillen Hauses Ordnung, Euch gegeben,
Daß danach jeder soll bei mir in Wonne leben!

*) Doch merk' man es, zu aller Nutz und Frommen,
Es kann auch einmal anders kommen. E. v. K.

Stille Stunden.

Die Ruhe ist, — wer wüßt' es nicht, —
Die allererste Bürgerpflicht.
Bis acht Uhr morgens sei es hier.
Stets still, und dann von 2—4.
Von zehn Uhr abends ab herrsch' immer
Auch selbstverständlich Ruh' im Zimmer.

Morgenimbiss.

Ein jeder muß sich hier bequemen,
Das Frühstück im Hospiz zu nehmen.
Ob Mocca, Tee, ob Schokolade,
Das kostet nur 1,50 g'rade,
Und für Bedienung 15 Pfennig
Als kleinen Aufschlag gleich hier nenn' ich.

Mittags.

Das Mittagsmahl ist bis zwei Uhr,
Ich rat' Euch gut, nehmt hier es nur.
Denn schmackhaft ist stets jeder Gang,
Und preiswert, ohne jeden Zwang! —

Was Ihr wollt.

Mit warmen Speisen und Getränken
Bewirten wir bis abends zehn
Im Speisesaal. — Ihr dürft nicht denken,
Es sei hier alles mit gescheh'n.
Bis elf kann man sich noch erfreu'n

An kaltem Imbiß, Bier und Wein,
Auf Wunsch wird gerne für die Nacht
Ins Zimmer jedes Euch gebracht.

Den einsamen Menschen.

Bestellt sich jemand auf sein Zimmer
Das Frühstück, weil's ihm lieber wär',
Verwehrt wird ihm das nie und nimmer,
Doch kostet's fünfzig Pfennig mehr.
Des mittags fünfzig Pfennig auch,
Das ist nun mal Berliner Brauch.

Achtung.

Lieber Gast, nun merke Dir,
Dein ist das Zimmer bis um vier.
Künd' uns Dein Fortgeh'n stets vor zwei,
Sonst kostet's eine Mark auf's neu.
Und wer **nach vier** erst fasset den Entschluß,
Die Kosten für die Nacht **ganz** tragen muß.

Gold und Silber.

Wer Gold und Silber, Edelstein
Und Diamanten bei sich trägt,
Der bring's getrost zu mir herein,
Daß man es in Verwahrung legt.
Dies ist mein Rat, zu aller Nutz und Frommen,
Denn sonst wird keine Haftung übernommen.

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.

(Frühjahr 1903)

Bislang war oft des Hauses Raum zu klein,
Und ließ so manchen lieben Gast nicht ein,
Da halfen ab wir durch das Kunststück,
Heranzuzieh'n das Nachbargrundstück.
Nun kann in sechsundsiebzig Räumen
Man traulich hier die Zeit verträumen.

Ich halte mir die Gäste warm.

(Herbst 1905.)

Noch ein's, das man nicht unterschätzt:
Erwärmt wird jedes Zimmer jetzt.
Central-Heizung ist eingeführt,
Und wenn den Hebel Ihr berührt,
Macht je nach Wunsch Ihr's warm und kalt,
Dies habt Ihr ganz in der Gewalt,
Auch sag' ich, daß es jeder weiß,
Die Heizung ist im Zimmerpreis.

Zum höheren Ziel.

(Sommer 1909.)

Ein Vorzug noch ist uns zu eigen,
Die Treppen brauchst Du nicht zu steigen,
Der Fahrstuhl bringt in aller Ruh'
Dich dem gewünschten Zimmer zu.

Immer Willkommen.

Mein gastlich Haus ist gern bereit,
Euch zu empfangen jederzeit,
Der Nachtportje ist immer auf der Wacht,
Zu jeder Stunde wird Euch aufgemacht.

Zur guten Quelle.

1914 In jedem Zimmer fließt ein Quell,
Der kalt und warm je sprudelt hell,
1925 Neu eingebaut sind große Abflußbecken,
Das Wasser kann nun nicht mehr überlecken,
Jetzt fließt es ab ganz ohne Hemmung,
Verbannt ist jede Ueberschwemmung.

Vorsicht.

Soll stets bereit ein Zimmer sein,
Wär's gut, Bestellung ging hier ein.

Verlassen.

Willst reisen Du, ich bitte sehr,
Sag' dies am Abend uns vorher,
Und morgens sprich dann im Kontor
Zur Zahlung Deiner Rechnung vor.
Ziehst Du gemütlich dann hinaus,
Denk' oft an unser stilles Haus. —

Ein Brennpunkt.

Von jeher war der Reise Ende
Die wartend ausgestreckten Hände.

Bei uns ist immer dies vermieden,
Die Trinkgeldfrage ausgeschieden.
Trotzdem wird die Bedienung tragen
Stets Sorge für des Gast's Behagen.

Epilog.

Nun wünsch' ich meinen lieben Gästen allen,
Daß sie gesund und fröhlich heimwärts wallen,
Und sage, wenn sie von mir geh'n:
„Ich dank' Euch und auf Wiederseh'n!"

Der Unermüdlichen.

Von früh bis spät war Fräulein Becker
Hier im Hospiz der erste Wecker.
Selbst abends hat sie jederzeit
Den Gästen ihre Kraft geweiht.
Sie gab in sechsundzwanzigjähr'gem Streben
Dem Hause hier „Licht, Liebe, Leben!"
Ist ohne sie es auch verwaist,
Man führt es weiter fort in ihrem Geist.
Den Stempel, den sie einst ihm aufgedrückt,
Der bleibt ihm treu und unverrückt.
Im Herbste Vierundzwanzig ging sie zu den Sternen,
Ach, dränge dieser Gruß bis in die sel'gen Fernen!! —

P. Becker-Berner

Zimmerpreise je nach Lage und Größe
von circa 4.25 Mk. aufwärts.

When you come to Germany, certainly you will visit Berlin and, if you are your own friend, you will stay in

Englisch

„Hospiz im Centrum"

Berlin C 19, Holzgartenstr. 9 and 10 an der Kurstraße
between Spittelmarkt and Schloßplatz.

There you will find all the advantages of a first class boarding house: hot and cold fresh water in each room and an absolutely quiet situation, very near the centre of town.

70 comfortable rooms at moderate terms, near the railway station „Alexanderplatz", and also near the underground station „Hausvogteiplatz", giving the best communications to all parts of Berlin.

Si Vd. hace un viaje á Alemania, seguramente visitará Berlin; en este caso, si Vd. quiere alojarse en las mejores condiciones, debe hacerlo en el

Spanisch

„Hospiz im Centrum"

Berlin C 19, Holzgartenstr. 9—10,
cerca de la Kurstr., entre Spittelmarkt y Schlossplatz

Allí encontrará Vd. todas las ventajas de una pensión de primer orden á precios económicos. 70 confortables habitaciones con agua corriente caliente y fria, calefacción central, ascensor etc.

A pesar de estar en el mismo centro de la capital, su situación es tranquila, con muy buenos medios de comunicación (autobuses, tranvias) con todas las partes de Berlin y próxima á la estación del ferrocarril de Alexanderplatz y á la del metro de Hausvogteiplaz.

Si vous voyagez en Allemagne, vous visiterez certainement Berlin et, dans votre propre intérêt, vous habiterez là à l'

„Hospiz im Centrum"

Berlin C 19, Holzgartenstrasse 9 und 10 an der Kurstrasse
entre Spittelmarkt et Schlossplatz.

Französisch

Vous trouverez là tous les avantages d'un hôtel de premier ordre, et notamment: eau courante chaude et froide dans toutes les chambres ainsi qu'une situation tout à fait tranquille, et très centrale.

70 chambres confortables à des prix modérés, près de la gare „Alexanderplatz" et aussi près de la station du Métro „Hausvogteiplatz" excellentes communications avec toutes les parties de Berlin.

(traduit par un Français qui a habité près de deux ans l'Hospiz Centrum).

Resande till Tyskland, som önska besöka Berlin, bo bäst i

„Hospiz im Centrum"

Berlin C 19, Holzgartenstr. 9 u. 10
vid Kurstr. mellan Spittelmarkt och Schlossplatz.

Schwedisch

Där skola Ni finna ett gott hotells alla fördelar, framför allt varmt och kallt vatten i varje rum, absolut lugnt läge i närheten av centrum.

70 eleganta rum till moderata priser, nära järnvägsstationen „Alexanderplatz" och ävenledes nära underjordiska järnvägsstationen „Hausvogteiplatz", utmärkta förbindelser till Berlins alla delar.

„Hospiz im Centrum"

Berlin C 19, Holzgartenstr. 9 & 10
Kurstr. varrella Spittelmarkt'in ja Schlossplatz'in välillä

Finnisch

Täällä on käytettävänänne kaikki todella hyvän hotellin tarjoamat edut; jokaiseen huoneeseen on m. m. johdettu sekä kylmä että lämmin vesi. Hotelli sijaitsee rauhallisessa ympäristössä kaupungin keskustan läheisyydessä.

70 upeata huonetta kohtuullisiin hintoihin lähellä "Alexanderplatz'in" rautatienaseman ja samoin "Hausvogteiplatz' in" maanalaisen rautatieaseman läheisyydessä. Erinomainen liikeyhteys joka osaan Berliniä.

Reisende til Tyskland
finder der bedste opholdssted i Berlin

„Hospiz im Centrum"

Norwegisch

Berlin C 19, Holzgartenstr 9 u. 10 ved Kurstrasse og mellem Spittelmarkt og Schlossplatz.

De vil der nyde godt av alle behageligheterne ved et godt ledet hotel. Absolut stille beliggenhet, omenn mit i Centrum. Varmt og koldt vand i alle værelser. (Ingen drikkepenge. Opmerksom betjening. Ojennemfört orden og renslighet.)

70 elegante rum til moderate priser, nær jernbanestation "Alexanderplatz" og likeledes nær undergrundsstation "Hausvogteiplatz". Udmerkede forbindelser til alle retninger i Berlin.

Naar De rejser til Tyskland, besøger De sikkert ofte Berlin, og da bør De i egen Interesse ubetinget bo i

Hospiz im Centrum

Dänisch

Berlin C 19, Holzgarten Str. 9 u. 10 ved Kur Strasse

— beliggende mellem Spittelmarkt og Schlossplatz —

De vil der finde alle Bekvemmeligheder — et rigtigt 1ste Klasses Familie-Hotel — frem for alt varmt og koldt flydende Vand i alle Værelser, Elevator, Centralvarme o. s. v. Rolig Beliggenhed midt i Byen. 70 komfortabelt indrettede Værelser — til moderate Priser — Hospiz'et ligger i Nærheden af Hovedbanegaarden Alexanderplatz, Underjordiske Banegaard Hausvogteiplatz og har særdeles gunstige Forbindelser med alle Dele af Berlin.

Wanneer U Duitschland bereist, zult U zeer zeker Berlijn bezoeken, en dan zult U, indien U Uw eigenbelang begrypt, Uw intrek nemen in

Holländisch

„Hospiz im Centrum"

Berlin C. 19, Holzgartenstrasse 9 en 10, naby de Kurstrasse, tusschen Spittelmarkt en Schlossplatz.

Hier vindt U alle gemakken van een eerste klasse pension als centrale verwarming, stroomend koud en warm water in alle kamers etc., rustig gelegen, onmiddelijk by het centrum.

70 Kamers, van alle gemakken voorzien, naby het station Alexanderplatz en het ondergrond spoorwegstation Hausvogteiplatz; uitstekende verbindingen naar alle richtingen van Berlijn.

Vojaĝante tra Germanujo, vi certe vizitos Berlinon, kaj se vi celas vian bonon, loĝu en

„Hospiz im Centrum"

Esperanto

Berlin C 19, Holzgartenstr. 9—10 ĉe Kurstraße.

Vi trovos tie ĉiujn bonajn perfektaĵojn de unuaranga familia domo, antaŭ ĉio varman kaj malvarman akvon fluantan en ĉiuj ĉambroj, tiuon centran hejtadon ktp. La hospico havas sepdek komforte meblitajn ĉambrojn je moderaj prezoj. Ĝi troviĝas en trege senbrua situo meze de la centro de l'urbo proksime de la fervoja stacio „Alexanderplatz" kaj de la subterfervoja stacio „Hausvogteiplatz". Plej oportunaj komunikaĵoj ekzistas de ĝi al ĉiuj kvartaloj de Berlin.

Bedrooms from Mark ca. 4.25 up.

Straßenbahn- und Omnibus-Verbindungen vo[n] den Hauptbahnhöfen zum „Hospiz im Centrum"

Holzgarten-Straße 9 und 10, an der Kur-Straße.

Alle Bahnhöfe sind ca. 5 bis 8 Minuten vom Hospiz entfernt.

Bahnhof Alexanderplatz.

Straßenbahn Nr. 60, 61, 70, 72, 79, 160 absteig[en] Schloßplatz oder Werderscher Markt.
Auto-Omnibus Nr. 12, 14 bis Werderscher Mark[t] absteigen an der Kurstraße.

Anhalter Bahnhof.

Auto-Omnibus Nr. 12, absteig. an der Kurstraß[e]
Straßenbahn Nr. 62, 162 absteig. Spittelmarkt od[er]
Untergrundbahn Potsdamer Pl. bis Hausvogteip[latz]

Bahnhof Friedrichstraße.

Untergrundbahn bis Hausvogteiplatz, umsteige[n] Friedrichstadt, Leipziger Str.
Straßenbahn Nr. 12 von der Georgenstraße, ab[-] steigen St. Hedwigs-Kirche.

Görlitzer Bahnhof.

Straßenbahn Nr. 191, absteigen Spittelmarkt.
Hochbahn Oranienstraße, aussteig. Hausvogteiplatz

Lehrter Bahnhof.

Auto-Omnibus Nr. 19, absteigen Kaiser-Wilhelm[-] Denkmal.
Straßenbahn Nr. 12, absteigen St. Hedwigskirche
Straßenbahn Nr. 13, absteigen Spittelmarkt.

Potsdamer Bahnhof.

Untergrundbahn bis Hausvogteiplatz. Fahrzeit 5 Min
Straßenbahn Nr. 60, 61, 71, 72, absteig. Werdersche[r] Markt, Nr. 66, 69, 74, 76, 169, abst. Spittelmarkt
Auto-Omnibus Nr. 8 bis Spittelmarkt.

Stettiner Bahnhof.

Straßenbahn Nr. 32, einsteigen Ecke Chaussee- und Invalidenstraße, absteigen St. Hedwigskirche.
Untergrundbahn, einsteigen Ecke Chaussee- und Invalidenstraße, bis Hausvogteiplatz, umsteigen Friedrichstadt, Leipziger Straße.
Auto-Omnibus Nr. 2 und 5, absteigen U. d. Linden

Nach dem Westen, Süden und Norden.

Bequemste und schnellste Verbindung, Untergrundb[ahn] Hausvogteiplatz, 3 Minuten vom Hospiz entfernt

Eigentum und Verlag des Hospiz im Centrum, Berlin, Holzgarten-Strasse 9 und 10, an der Kurstrasse.

1926 eben und fuhren nach Berlin, wo wir im "Hospiz im Centrum Berlins" Wohnung nahmen. Durch irgendwelche Bekannte war es uns empfohlen und eine drollige Wirtschaft mit vielen Gedichten, die ich bis heute behielt, liess uns das Haus und seinen Wirt in sympathischem Licht erscheinen. Es war auch sehr gut und vor allem ruhig dort, so dass wir nie fortgezogen wären, wenn nicht der Pensionspreis für uns alle drei auf die Dauer zu hoch gekommen wäre. Immerhin blieben wir dort, bis wir eine Wohnung hatten.

Bei mir lag ja in erster Linie die Aufgabe vor, meine Indianerforschungen in zwei geplanten Werken niederzulegen, und die Absicht, mich irgendwie in Deutschland heimisch zu machen, z. B. dadurch, dass ich mich in die Hochschullaufbahn einschaltete, indem ich mir zunächst durch die Regierung einen Lehrauftrag verschaffte.

Ob dieser Gedanke damals schon so klar auftrat, weiss ich nicht, aber jedenfalls gingen meine

Ende 1926 wünschte in diese Richtung, umso stärker, als ich mich wirklich etwas "tropenmüde" fühlte, besonders wegen der Scharen von Sandfliegen und von Mücken, die einem das Leben in den Tropen zur Hölle machten. Adel hatte, wie er vorher in Iquitos und auch noch auf dem Dampfer ausgesprochen hatte, die Absicht, sich in New York bei der Standard Oil vorzustellen, um möglichst direkt eine Stellung dort zu bekommen, so dass er nicht auf Bassler's plötzliche Schwankungen und seine Politik, immer Gegenkandidaten aufzustellen, angewiesen wäre. Allein aus diesem Grunde waren wir von Pará mit einem englischen Schiff direkt nach Lissabon und von dort nach Deutschland gereist und hatten nicht erst, wie ich das so sehnlichst wünschte, mit einem Küstendampfer einen Abstecher nach Rio gemacht, das ich so gern kennen lernen wollte, um von hier aus mit einem guten Dampfer der Hamburg-Südamerikalinie die schöne und dann nicht allzu kurze Reisezeit recht zu geniessen.

Ende 1924

Dieses Ziel meines Freundes (nämlich in dem Beruf des Kartographen sein Fortkommen zu suchen) ein Ziel, das zwar nicht schriftlich festgelegt, aber ein stilles Übereinkommen zwischen uns war (dem ich ja auch schon meine Karriere geopfert hatte) und das deshalb eingehalten werden musste, weil unsere gemeinschaftliche Lebens- und Wirtschaftsführung auf Treue gegenüber solchen Verpflichtungen aufgebaut war, dieses Ziel sah ich plötzlich aufgegeben, als eines Abends Edel, von einem Gang „Unter den Linden" zurückkommend, seine Absicht entwickelte, zu studieren. Sein Vater war ja Mediziner gewesen, hatte also den Doktorhut erworben, und nun liess seinem Sohn der Ehrgeiz keine Ruhe, sich ebenfalls Dr. titulieren zu lassen. Er war von jeher allzusehr von sich eingenommen und der Gedanke, dass er zum Doktor avanciert sein würde, während ich mit meiner langen, wissenschaftlichen ~~F.~~ Tätigkeit und meinen umfangreichen Veröffentlichungen nur der gewöhnliche „Herr Tessmann" bleiben

Ende 1926 wurde, stieg ihm doch zu sehr in die Krone. Also kurz und gut: er hatte sich in der Universität über die Aussichten, zu studieren, erkundigt und versuchte mich nun von den Vorteilen zu überzeugen, die auch ich geniessen würde, wenn er Doktor geworden und eine Anstellung als Geograph gefunden hätte.

Wie immer, hielt ich die Treue gegen meinen Freund hoch, während er sie längst aufgegeben hatte. Er hielt sie zwar solange alles gut ging, wurde aber sofort schwankend, wenn Schwierigkeiten auftraten. Mein Fehler war es nun, dass ich mich nicht energisch genug widersetzte oder eine freundschaftliche Trennung vorschlug, wenn es bei dem neuen Gedanken bliebe. Denn <u>das</u> sah ich natürlich sofort, dass unsere gemeinschaftlichen Mittel viel zu gering waren, um diesen Gedanken durchzuführen. Ich selbst konnte ja nur mit den geringen monatlichen Einkommen rechnen, das Basler mir während der Zeit der Ausarbeitung der Indianer-

Ende 1924 bisher gerührt hatte – gering nicht für den Lebensunterhalt eines Einzelnen, aber lange nicht genügend, um auch noch Edel auf lange Sicht zu erhalten. Ich stellte ihm das eindringlich vor, aber er konnte alle Einwände mit optimistischen Möglichkeiten und besonderen Vergünstigungen, die er wegen seiner kurzen Feldarbeit in Iquitos bei Bassler bekommen würde, zu überwinden. Seine Mutter hatte zwar nichts hinzuzugeben, aber Edel dachte daran, dass Luischen uns wenigstens, umsonst, gelegentlich den Haushalt führen könnte.

Mit sehr grossem Bedenken, besonders, weil eben die Geldmittel auch für eine sehr kurze Studienzeit nicht reichten, gab ich nach – in meinen Schritten immer darauf bedacht, der Freundschaft alle nur möglichen Konzessionen zu machen (wie ich dies auch getan hatte, als ich Edels Wunsch, Manuel mit nach Deutschland zu nehmen, nachgab). Ich setzte dabei aber zur Bedingung, dass wir dann ausserordentlich sparsam leben, was sehr eindrin-

Ende 1926 ken und keinerlei grössere Ausgaben machen durften. Edel versprach das denn auch in seiner Begeisterung für den in Aussicht stehenden Dr. Ich aber hatte mit der Unfertigkeit und Schwäche seines Charakters nicht gerechnet, denn seiner Zigarettenleidenschaft legte er nicht den mindesten Zügel an und hatte nichts Eiligeres zu tun, als einen wertvollen (und entsprechend teuren) Fotoapparat für Friedchen als Weihnachtsgeschenk einzukaufen. Der Leidtragende war wieder ich, der ich nun selber für meine Verwandten und auch für Mama Papa nicht genügend Geld für Angebinde übrig behielt.

Zum Weihnachtsfest fuhren wir alle drei wieder nach Buxtehude, wo wir wieder sehr verwöhnt und gehätschelt wurden, was uns allen sehr gut gefiel. Auch war Luischen gern bereit, Edels Plan zu unterstützen und uns den Haushalt zu führen.

Wir verabredeten nun, dass wir nach Neujahr – bis dahin blieben wir voll in Buxtehude – zuerst wieder beide, Edel und ich, nach Berlin fahren

Ende 1926

sollten, um von unseren gemeinschaftlichen Ersparnissen (meine waren selbstverständlich die grösseren) ein Häuschen zu kaufen. Manuel sollte der Ersparnis wegen in Buxtehude bleiben und erst dann, wenn wir etwas Passendes gefunden hätten, mit Luischen nachkommen.

1927

In Berlin setzten wir uns nun alsogleich mit einem Hausvermittler in Verbindung. Es war – mal wieder ein Pech, für das wir nicht konnten – die allerschlechteste Zeit, um Häuser zu kaufen: es war kaum etwas Annehmbares vorhanden – nur ganz schlechte Objekte zu bekommen. Wir besuchten unter Führung des Vermittlers einige Häuser in den Randgebieten ~~von~~ von Gross-Berlin – alle taugten sie nichts. Auch zu einem Hause, das sonst noch am ehesten in Frage gekommen wäre – es lag weit im Süden der Stadt – konnten wir uns nicht entschliessen, weil es sehr schlecht gebaut war und schon Risse zeigte, durch die das Regenwasser sickerte. Andere Objekte lagen wieder zu weit fort – wir beide waren doch auf das Centrum eingestellt, Edel wegen der Universität, ich wegen der Staatsbibliothek, der Museen usw.

Die lange Verzögerung machte mich schon

1927 ganz nervös. Wir merkten aber, dass wir – wenn wir überhaupt zu einem eigenen Heim kommen wollten – kaum ein schönes, von Garten umgebenes und nicht allzuweit von Berlin liegendes Grundstück bekommen würden. In unserer gedrückten Stimmung schlug der Vermittler nun vor, wenigstens ein "Halbhaus" zu nehmen – er wüsste ein sehr gutes in Röntgental bei Buch. Wir fuhren zusammen hinaus und wir fanden den Eindruck allerdings recht gut: die Zimmer waren gemütlich, wozu auch die nette Einrichtung der Besitzerin beitrug, die dort wohnte. Der Garten war zwar nicht besonders und eine Neuanlage, in der nur eine ganze bereits Reihe von Obstbäumen angepflanzt war. Immerhin war etwas daraus zu machen, er war genügend gross, besonders nach hinten zu, hinter einem Schuppen, der einen kleinen Hof abschloss und ebenfalls nur zur Hälfte zum Grundstück gehörte. Übel war an dem Ganzen nur die Tatsache, dass es sich um ein "Halbhaus" handelte, das immer Nachteile wegen der engen Nachbarschaft und infol-

1927 gelegen der schweren Verkäuflichkeit hat. Auch
die ganze (an) Lage in Röntgental, einer Villenkolonie
neueren Datums, gefiel mir nicht besonders. Aber
ich sah ein, dass wir mindestens ein halbes Jahr
warten müssten, wenn wir etwas Passendes bekom-
men sollten. So griffen wir zu und schlossen den
Kauf ab. Das Haus kostete 14 000 Mark, die aus
unserem gemeinschaftlichen Fond bezahlt wurden,
zu dem ich übrigens den Hauptteil beigesteuert hatte,
schon deshalb, weil ich bald ein halbes Jahr länger
bei der Standard Oil gewesen war als Edel. Der Be-
sitzer musste sich allerdings bereit finden, sofort
auszuziehen, da wir alles Geld gleich bezahlten.

So war also im Januar oder Februar 1927
alles bereit, dass wir an die Arbeit gehen konnten.
Wir kauften sofort Möbel und richteten alles
recht nett ein. Ein einziges Stück habe ich bis
heute (1951) behalten, nämlich den Bücherschrank,
der noch in meinem Zimmer steht. Nun kam auch Lui-
chen mit Manuel nach und die Haushaltung begann.

1927 Edel hatte sich unterdessen als Student einschreiben lassen, und ich warf mich ohne Verzug auf die Reinschrift des Indianerbuches "Menschen ohne Gott", das inzwischen so weit gefördert war, dass meine Aufzeichnungen nur für die Schreibmaschine diktiert zu werden brauchten. Durch Vermittlung irgendwelcher Bekannten bekam ich ein Tippfräulein, die täglich zu bestimmten Stunden – ich glaube morgens – heraufkam und auf mein Diktat hin tippte. Ich verhandelte mit Verlegern, zumal mit Strecker und Schröder, dem bekannten Verlag völkerkundlicher Werke in Stuttgart. Infolge dieser Verhandlungen kam denn auch Herr Strecker zu Besuch, wie alle Verleger gerissener Geschäftemacher. Indessen kam ein Vertrag mit ihm zustande, da Baubrauner den Kosten für die Bunttafeln und die Kopfleisten noch 1000 Mark Druckkostenzuwendung zahlte, wie Herr Strecker verlangte. Das war natürlich eine Übervorteilung, die sich der Herr Verleger leistete, weil er wusste, dass ein Mäzen hinter der Sache stand. Das Manuskript wurde voll im Juni oder spätestens

1927 im Herbst 1927 abgeschlossen, denn es wurde im
Winter 1927/1928 gesetzt, erschien aber leider nicht
zu Weihnachten, sondern erst im ~~Frühjahr~~ Februar 1929.
Wie immer bei meinen Büchern war die Verzögerung
gross, denn ich habe das Vorwort vom 30. April 1927
datiert, das Manuskript muss also zum mindesten im Sommer 1927
so ziemlich abgeschlossen gewesen sein.

Wir waren noch nicht lange in Rietzental
eingezogen, als Edel von Dr. Basler auf seine
Nachricht hin, dass er in Berlin studieren wollte,
ein derartig fabelhaftes Angebot bekam, dass er
selbst im Augenblick schwankend wurde.

Es ist bei mir immer dieselbe Schwäche,
merkwürdig bei meinem systematisch und logisch
denkenden Hirn, dass ich eine Gunst des Schick-
sals sofort erkenne, aber diese nie an mich zu fes-
seln verstehe. Ein unverzeihlicher Fehler war, dass
ich Edel nunmehr, wo ich mich einmal mit sei-
nem Plane, zu studieren, abgefunden hatte, nicht
überredete, diese Chance zu benutzen, wo es doch

1927 höchstwahrscheinlich später mit grösseren Mitteln seine Studien hätte durchführen und damit seinem Drange. Ausserdem wäre ich Manuel los geworden, der für mich immerhin eine gewisse Belastung darstellte, obwohl wir vielfach unseren Spass mit ihm hatten und es was viel zu lachen gab, besonders durch seine Eifersucht auf unsere Katze, von der ich später noch erzählen will.

Also um Edels Lieblingsplan nicht zu stören (obwohl ich sah, dass es nicht so leicht zu verwirklichen war, wie es Edel anfangs darstellte) und um nicht als Egoist zu erscheinen, wenn ich es dann ~~nun~~ weitaus leichter hatte, drang ich nicht weiter in ihn, sondern überliess alles seiner Entscheidung. Es war furchtbar töricht von mir, half ich doch weder ihm noch mir. Ob er meinem wagenden Rat dann überhaupt gefolgt wäre, ist eine andere Frage. Es war das Ende vom Lied, dass Edel Basler natürlich abschrieb, worauf dieser ganz aufgebracht über die Torheit Edels schalt – es sei

1927 ihm (Basler) ganz unverständlich, wie er ein so glänzendes Angebot abschlagen könnte.

Meine Zeiteinteilung war so, dass ich in den Pausen der wissenschaftlichen Tätigkeit, zumal spätnachmittags, mit Manuel zusammen den Garten bearbeitete. Besonders im Vorgarten, wo das Unkraut wucherte, musste umgegraben und ein Rasen angelegt werden. Die Arbeit ging allerdings langsam vonstatten, da mich das Umgraben des fetten Bodens mit der Schaufel überaus anstrengte. Ich hoffte zwar durch die Bewegung und die Arbeit im Freien meine angegriffenen Darmnerven zu beruhigen und zu heilen, aber ich sah, dass diese Hoffnung sich nicht erfüllte. Immerhin gelang es mir, fast allein (denn Manuel war nicht allzu oft tätig) den Garten im Laufe dieses Jahres einigermassen herzurichten. Besonderen Wert legte ich auf einen üppigen Blumenflor und da war nun mein alter Lübecker Bekannter, der Gartendirektor Erwin Barth der richtige Mann, denn er gab uns von den herrlich-

1927 sten Stauden seines Gartens genügend Wurzelstöcke mehr, als wir tragen konnten und mit ihnen besetzte ich besonders den mittleren Teil des Gartens, nahe dem Küchenausgang, wo auch eine kleine Laube stand, in der wir öfters Kaffee tranken. Wirklich prächtig wurde diese Anlage aber erst in den folgenden Jahren. Auf der letzteren Terrasse – ich hatte den nach der Strasse zu geneigten Boden in Terrassen aufgeteilt – pflanzten wir auch Gemüse, besonders Erbsen, die uns aber alle von den Tauben eines Nachbarn wieder herausgehackt wurden. Auch eine Erdbeerpflanzung bereitete ich dann später vor, doch gab es noch soviel Unkraut – Quecken und Sandhalme –, dass wir zunächst nur wenig Freude daran hatten.

Edel tat bei dieser Arbeit, die ihm wohl zu niedrig dünkte, natürlich nicht mit – hatte er doch auch mit seinen Studien reichlich zu tun, sofern er nicht überhaupt zu Vorlesungen usw. abwesend war.

1927 Das Zusammenleben war, wenn ich von einigen hysterischen Anfällen Luischens, vielleicht aus Eifersucht, vielleicht, weil sie so gut wie keinen ihr zusagenden weiblichen Verkehr hatte – recht nett und gemütlich. Luischen kochte sehr gut und buk auch vorzügliche Kuchen und Torten.

Mit Manuel hatten wir immer viel Spass, besonders wegen seiner Eifersucht auf eine nette Katze, die wir hatten und die von mir besonders bevorzugt wurde: nach dem Essen durfte sie auf meinem Schoss schlummern. Mitunter lag sie sogar zu Manuels Empörung auch auf meiner Brust bis an den Hals, wenn ich in den Polstersessel zu weit tief hineingesunken war. Da Indianer ja überhaupt keinen Sinn für Humor haben und keinen Spass verstehen, so wurde die Stichelei, besonders von meiner Seite, gross, nachdem wir seine Schwäche einmal kennen gelernt hatten. So meinte ich, als Hindenburgs Geburtstag kam, wir sollten ihm unsere Katze schenken als "die artigste und intelligenteste

1927 Katze der Welt". Manuels Entrüstung war groß: die Katze sei nur intelligent, wenn es etwas zu stehlen gäbe usw." Wir alle lachten uns halbtot, aber ohne irgendeine Wirkung auf Manuels Eifersucht. Dann behauptete ich, daß unsere gute "Pussel", wie ich sie manchmal nannte – Manuels Gegenerwiderung war: Pussel – Schreibmaschine schreiben könnte, natürlich nicht orthographisch richtig, denn dazu hätte sie ja auch nicht die genügende Schulbildung, sei noch zu jung, verwechselte auch die Buchstaben manchmal usw. Manuel nahm das alles todernst und meinte, mit mir wäre es garnicht auszuhalten. Wenn Edel ihm lachend erklärte, das sei ja alles Spass, fiel er jedesmal wieder von neuem auf die Ulkerei herein. Als Luischen bei Tisch einmal sagte, die Katze "fräße", verbesserte ich sie: "Unser Pusselchen ist ja so wohl erzogen, sie isst – fressen darf man doch nicht sagen". Manuel wollte aus der Haut fahren und wiederholte Luischens Ausdruck voller Wut: "sie frisst, sie frisst" als den einzig richtigen Ausdruck, es gab immer zu lachen über

1927 ↓ Mannes Schwäche.

Unser Verkehr mit meinen Bekannten war natürlich nur beschränkt. Öfter kam mein Vetter Hanns Kleeberg zu uns. Von Afrikanern war es nur der alte Ramsay, der auf seinen Stock gestützt, von Zeit zu Zeit nach Rüntgental herauspilgerte. Er, der als Junggeselle lebte – ich glaube, er war von seiner Frau geschieden – erfreute sich an Luisens frischem Wesen, das ja auch sehr nett sein konnte, und an unserem gemütlichen Zusammensein am Kaffeetisch, wo er auch einmal, wenn auch ungern, afrikanische Erlebnisse zum Besten gab. Afrika, besonders das ganz alte, das Afrika der beginnenden deutschen Kolonialgeltung (Ramsay hatte schon unter Wissmann in Ostafrika gefochten) war ihm wie eine heimliche Liebe, von der er nur selten sprach, für ihn war das wie eine Profanierung. Um seine Tagebücher, die er sogar vor seinen intimsten Freunden geheim hielt, wob sich förmlich ein Sagenkreis. Schade, denn ich hätte seinen Erzählungen aus den alten Zeiten, zumal seinen ostafrikanischen Erlebnissen unter Wissmann

1927 gar zu gerne gelaunt. Aber es war da einfach nichts zu machen! In dieser Beziehung war er ähnlich veranlagt, wie mein Vater. Dieses Manco beklagte auch ein Herr Bremer, ich glaube, er war Ingenieur, den ich bei Ramsay kennen lernte und mit dessen Familie ich bis in die letzte Zeit in Verbindung blieb, da unsere Ansicht über die Nazileute die gleiche war.

Meine alten Freunde, die Hausteins, suchte ich ziemlich als erste auf und brachte ihnen ein schönes Jaguarfell, das sie sich gewünscht hatten, mit. In der Folge suchte ich sie dann von Zeit zu Zeit auf. Nach einigen Jahren starb Frau Haustein, geborene Pappenheim (Jüdin also) an Lungenentzündung. Es muss 1932 gewesen sein, denn sie hat die Barbareien der Nazi glücklicherweise nicht mehr erlebt. Immer haben die Leute viel für mich übrig gehabt und weiterhin manches für mich getan.

Da ich meine alten Bekanntschaften im Kreise der Ethnologen wieder aufgenommen hatte, so konnte ich hierbei, vielleicht auch in unserem, von Prof

1927 Dessen gelehrtes "Kollegium" und einige jüngere Bekannten, die mich meiner volkskundlichen Arbeit wegen verehrten und von denen ich den Dr. Snethlage (Neffe der südamerikanischen Forschungsreisenden) nebst einem andern Herrn einmal zum Sonntagsnachmittagskaffee einlud.

Recht nett war auch unser Verkehr mit Barths, die auch zu uns nach Lentzeallee kamen. Frau Barth und Luischen standen sich gut. Wir waren auch mehrere Male zu ihnen eingeladen. Leider lag auch über dieser Bekanntschaft eine trübe Wolke, die sich bald entladen sollte: Erwin Barth, von Haus aus nervös, war übertrieben ehrgeizig und vielleicht infolge einer missglückten Geschäftsunternehmung krankhaft aufs äußerste erregt. Seine Frau hatte sicher viel auszuhalten, war aber selber nervös. Dann kam das Ende, das – wie mir seine Frau sagte – von der Mutter schon vorausgesehen war: er nahm sich das Leben, als ihm eine (wie mir schien keineswegs verzweifelte) geldliche Verlegenheit über den Kopf wuchs.

Alle diese gesellschaftlichen Beziehungen waren

1927 selten mal in Stunde nur lose. Ich fand meine Ge-
mütlichkeit im ruhigen Leben zu Hause und war
gesellschaftlichen Zusammenseins nicht so bedürftig.
Vor allem waren mir Gäste, die tagelang blieben, über-
aus lästig.

Aber ganz entgegen meiner Veranlagung und un-
seres "Sparsystems", von dem auch Luischen in Kenntnis
gesetzt war, hatte sie mehrere Freundinnen (aus Buxtehude) (aber
hintereinander) eingeladen, uns zu besuchen. Diese Sache
machte mich ganz nervös, da die Freundin wochenlang
blieb, denn ich sah, daß das ganz über unsere Verhält-
nisse ging. Gewiß kann man es Luischen nicht ver-
denken, daß sie einmal eine Freundin bei sich sehen
wollte – aber unser ganzes Leben war auf sowas nicht
zugeschnitten, da Udel nichts verdiente und ich nicht
Alles tragen konnte und wollte, was die gegen die Ab-
rede war. Luischen schien sowas natürlich durchaus
nicht im Widerspruch mit unserem Sparprinzip zu
stehen, denn wir galten ja als schwerreiche Leute
nach dem Muster des "reichen Onkels aus Amerika",

1927 ein Glaube, der auch noch dadurch genährt wurde, dass wir einen indianischen "Diener" mitgebracht hatten.

Etwas anderes war es schon, dass Mama uns einige Wochen besuchte und Friedchen mitbrachte. Viel-

32

1927 Nicht war dies auch erst im nächsten Jahr. Das umstehende Bild zeigt uns alle im Garten vereint. Manuel hat es geknipst.

Wohl infolge des langen Tropenaufenthaltes stellte sich bei mir eine zunehmende Abspannung verstärkt heraus, eine Abspannung, die bei mir immer lange nach den Strapazen kommt, wie ich schon in der Afrikazeit beobachtet hatte. Durch Haustein, der mich empfahl, kam ich an einen jüdischen Arzt der Charité, der mich aufforderte, dorthin zu kommen. Es sollte für mich besonders billig gemacht werden. Leider war dieser Jude kein Exemplar, mit der seine Rasse besondere Ehre einlegen konnte. Er versuchte mir überhaupt nicht zu helfen, verabfolgte mir wohl einige nichtssagende Medizinen, zapfte mir aber alle Augenblicke Blut ab, damit dieses zum Studium für seine Schüler diene. Zuletzt wurde ich misstrauisch und als einer der jungen Leute von den Studenten mein Blut als besonders gut lobte, kam mir der Betrug zum Bewusstsein. So kam ich noch etwas nervöser und darmleidender nach

1927 Hause zurück. Es wurde nun beschlossen, dass ich einen Erholungsaufenthalt an der See für die Sommerzeit nehmen sollte. Meine Wahl fiel auf Henkenhagen an der Pommerschen Küste etwas östlich von Kolberg. Ich hatte aus einem Prospekte der Ostseebäder entnommen, dass es sich um eine anheimelnde Unterkunft direkt am Wald – das Haus war dort abgebildet und machte einen gemütlichen Eindruck – handelte. Der Besitzer war ein verwitweter Herr, der mir auf meine Anfrage hin, ein schönes Zimmer – ich glaube für Mitte Juli – reservierte.

Selten hat eine Aufenthaltsstätte das gehalten, was ich mir in meiner meist zu optimistischen Auslegung der Vorbilder davon versprochen hatte. Hier, in Henkenhagen, war aber alles, was ich erwartet und erhofft hatte, da: ein gemütliches, nicht zu grosses Haus am Walde und entfernt von anderen Baulichkeiten, ein äusserst netter und herzensguter alter Herr mit weissen Haaren – ehemaliger Schauspieler –, der mich und meine Arbeit hoch schätzte, ja, geradezu verehrte

1927 wie aus seiner begeisterten Abschiedsrede hervorging,
recht gute Verpflegung, trotzdem diese von einer Schau-
spielerin überwacht wurde, die mit ihrem Mann –
gleichfalls Schauspieler – dort wohnte. Das Schönste
war, dass ich nur mit dem Bademantel bekleidet,
ohne durch Straßen oder an Häusern vorbei zu müssen,
auf einem kurzen Waldpfade an den nahe gelegenen
Strand gehen konnte, wo es ebenfalls angenehm
und vor allem still war, da der eigentliche Bade-
strand mit den Strandkörben hier zu Ende war, wäh-
rend der freie Strand mit dem Wald dahinter sich noch
weithin erstreckte. Alles ganz so, wie ich es liebe. Eben-
falls auf wenig belebtem Wege konnte man ins Dorf
und in ein Kaffee gelangen, das ganz idyllische Lage
hatte mit einem schönen Blick auf die See. Eine Ka-
pelle war auch da und der Raum – man staune – ganz
afrikanisch eingerichtet mit Büffel- u. Antilopenge-
hörnen, Waffen usw. – Der frühere Besitzer war wohl
in Afrika gewesen. Ich fühlte mich also auch hier
heimisch, wo ich ebenfalls im Bademantel sitzen

1927 und Kaffee mit Kuchen essen konnte.

Zu alledem gab auch noch Petrus seinen Segen, indem er die ganze Zeit hindurch das prächtigste Sonnenwetter schickte – so schön wie man es selten hat. Ich lag dauernd im Strande an der Sonne und wurde bald so braun gebrannt, wie ein Indianer.

Leider ging diese schöne Zeit nur zu bald [illegible] zu Ende und es musste geschieden sein, aber dieser Erholungskur hatte sich bereits aufs beste für mich ausgewirkt und ich fühlte mich völlig wiederhergestellt.

Nach meiner Rückkehr warf ich mich auf die Zusammenstellung meiner ethnologischen Aufnahmen für das Buch "Die Indianer Nordost-Perus". Hierbei konnte ich die Schreibmaschinendame nicht mehr brauchen, da alles von mir noch zu durchdenken und dabei aufs Papier zu bringen war. Dr. Baessler liess mein Gehalt weiter laufen – wenigstens bis zur Fertigstellung des Manuskriptes.

Zwischendurch, besonders an Sonn- und Festtagen, beschäftigte ich mich weiter mit der Ausarbeitung der Ge-

1927 setzmässigkeiten im Planetensystem. Wieweit ich in diesem Jahre damit kam, weiss ich leider nicht mehr genau; ziemlich sicher ist nur, dass ich die Raumgliederung im Planetenteil in den Grundzügen durchschaute, auch den Ausfall eines Raumteils, den ich Innatom nannte erkannte, denn ohne dieses war die Längenstandgliederung unvollständig.

Während sich Udel sonst mit der Durchsicht von Teilen meiner Arbeit betraute – soweit er Zeit hatte – und meine kritischen Bemerkungen, die zwar nicht immer, aber doch vielfach berechtigt waren, berücksichtigte, konnte er sich mit meinen Gedanken der schöpferischen Ordnung im Sonnensystem garnicht befreunden. Die Überschätzung seiner eigenen Persönlichkeit brachte die Ablehnung schon sowieso mit sich, denn sein Hauptgesichtspunkt war der, dass er mir eine so grosse Entdeckung nicht zutraute. Seine von Anfang an wenigstens wohlwollende Einstellung fasste er in die klassischen Worte zusammen: "Seine Forschungen mögen voll stimmen – soweit ich das beurteilen kann – aber

1927 dass <u>Du</u> dem lieben Gott unter die Karten geguckt haben solltest – das zu glauben, kannst Du wohl nicht von mir verlangen!" Damit gab er mir meinen Entwurf zurück. Später bezeichnete er ihn sogar als "Blödsinn" – wie er denn überhaupt immer unleidlicher gegen mich wurde – je mehr sich unsere Lage zuspitzte.

Weihnachten 1927 verlebten wir wahrscheinlich wieder in Buxtehude.

1928

Auch in diesem Jahre ging unser gemeinschaftliches Leben in Röntgental auch ohne stärkeren Missklang weiter, wenn es auch Edel langsam zum Bewusstsein kam, dass seine Idee, zu studieren, in allzukrassem Missverhältnis zu unserem Mittelstand und äusserst schwer durchzuführen war. Ich hatte ihm das ja schon Ende 1926, als er diesen unheilvollen Gedanken gefasst hatte, gesagt.

Es ist immer dasselbe – und ich habe erst spät im Alter gelernt: die Jugend will nie einen guten und vernünftigen Rat eines Älteren annehmen und kann nur selbst durch Erfahrung am eigenen Leib lernen, dass er richtig war. Für die Jugend ist diese Erfahrung gewiss recht schmerzlich, da sie sieht, dass sie diese schon früher und billiger hätte haben können. Noch schmerzlicher ist sie aber für den Älteren, der nun der Hereingefallene ist, ein Zustand, den er sich hätte ersparen können, hätte er seinen Standpunkt gleich im Anfang

1928 durchgesetzt. Da dies aber der Jüngere als mangelnde Rücksicht auf ihn und als Egoismus des Älteren missdeutet hätte, so geht hieraus hervor, dass jede Freundschaft zwischen Älteren und Jüngeren, vielleicht selbst zwischen Gleichaltrigen ein Wagnis ist und den Keim der Zwietracht in sich trägt. Wieviele Geschäftsfreunde können hiervon wohl ein Liedchen zu singen!

Zunächst hoffte Edel doch noch, seine Sache durchdrücken zu können. Er versuchte sich, nach späteren Lebensmöglichkeiten für ihn zu erkundigen und suchte meine zunehmenden Bedenken mit der Aussicht zu zerstreuen, wie gut ich es haben würde und wie wir ohne geldliche Sorgen zusammenleben könnten, wenn er in wenigen Jahren eine Lehrstelle bekäme. Leider wurde er in dieser Auffassung bestärkt durch einen Herrn Dr. Grossmann, Sohn einer Freundin [Ellen Grossmann] Margot van Leiden. Ich muss wohl eine Aufforderung bekommen haben, Ellen, die in Berlin wohnte, zu besuchen und habe da ihren Sohn wohl kennen gelernt. Jedenfalls waren wir beide – Edel und ich – einmal in Gr. Lichterfelde, wo Dr. Grossmann in

1928 der früheren Kadettenanstalt, jetzt einem Internat für Knaben arbeitete als Lehrer. Er erzählte uns, dass es heute für Adel ganz leicht sei, eine würdige – hätte er erst den Dr. – eine ausreichend bezahlte Anstellung zu bekommen.

Meine Arbeit an dem umfangreichen Werk: „Die Indianer Nordost-Perus" ging ungestört in gleichem Tempo weiter.

Im Februar 1928 erschien auch endlich das erste Indianerbuch „Menschen ohne Gott", ein Buch, das wegen der offenen ungünstigen Schilderung des Indianercharakters bei den Amerikanisten Anstoss erregte und mir – wie man noch hören wird – hinderlich wurde.

Da mir der Aufenthalt an der See im vorigen Jahr so gut bekommen war, so beschloss ich, auch dieses Jahr zur gleichen Zeit an den gleichen Ort zu reisen, um mich weiterhin zu stärken. Ich schrieb also an den alten Schauspieler, den Besitzer des Pensionshauses und bat ihn, mir ein Zimmer ab Mitte Juli zu reservieren, was er auch tat.

1928 So fuhr ich denn wieder nach Henkenhagen, wo mich die jetzt schon sehr gealterte Hausherren-Freundin so gütig, wie früher, empfing. Es ging eigentlich alles so gut wie im vorigen Jahr, wenn auch nicht ganz. Vor allem war das Wetter zwar vielfach noch sehr sonnig und warm, aber es gab auch schon einige schlechtere Tage dazwischen.

Diese benutzte ich, um die Gesetzmäßigkeiten in unserem Sonnensystem weiter herauszufinden. Mit den Planeten war ich im ganzen fertig, aber die Monde machten bedeutende Schwierigkeiten. Hier in Henkenhagen gelang es mir nun – wie ich heute noch genau weiss – zu meiner grössten Freude, hierüber Klarheit zu gewinnen, so dass – von gewissen, zunächst noch nachbleibenden Unklarheiten abgesehen – die Stellung der Monde nach dem Muster derjenigen der Planeten, also die Lage der α, β-Zellen festgelegt werden konnte. Hiermit hatte ich einen Hauptpunkt überwunden, der mich selber oft unsicher machte, denn mir war klar, dass ich auch die Stellung der Monde auf "Längenabstandssysteme" zurückführen und

1928 so begründen müsste.

Braun gebrannt – genau wie im vorigen Jahre, kam ich wieder nach Röntgental zurück und stürzte mich sofort wieder in die Arbeit an dem Indianerwerk.

Jetzt endlich – fast 10 Jahre nach meiner Rückkehr aus Afrika – erschienen als Vorläufer der Ergebnisse der in den Jahren 1913/14 unternommenen Reichsexpedition nach Ostkamerun kleine Kulturübersichten, Naturergebnisse meiner ethnographischen Forschungen, unter dem Titel "Die Mbaka-Limba, Mbum und Lakka" in der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1928, Heft 4/6. Ich führte die Kulturelemente und -komplexe unter 76 Punkten an, denselben, die ich bei den Kulturübersichten der Indianer als praktisch erprobtes Schema empfunden und festgelegt hatte. Es war nur ein kleiner Schritt vorwärts, aber immerhin ein Schritt.

Das Jahr 1928 war für Deutschland wie für mich der Anfang eines Niederganges. Politisch wie wirtschaftlich ging es von dem Höhepunkt im Jahre 1927 rapide bergab. Mit zunehmender Sorge beobachtete ich diese Entwick-

1928 Entwicklung: es wurden immer mehr Menschen arbeitslos, es traten die politischen Bedrückungen und Erpressungen durch die ehemaligen Feinde in den Vordergrund, es nahmen zu die innerpolitischen Kämpfereien, besonders zwischen den Kommunisten und den von Jahr zu Jahr anspruchsvoller auftretenden Nationalsozialisten und machten sich in Schlägereien und Schiessereien – und in [illegible] Kurven, wie [illegible] Taten. Die wachsende Finanznöte des Reiches, die Einsparungsversuche – all das eröffnete für Edels Zukunft keine guten Aussichten.

Dazu nahte sich die Zeit, wo mein Gehalt auflösen würde, wenn nämlich das Manuskript von "Die Indianer Nordost-Perus" fertig gestellt sein würde, was nicht mehr sehr lange Zeit dauern konnte, da meine Arbeit mächtige Fortschritte machte.

So griff eine pessimistische Stimmung in unserem Kreise langsam um sich. Edel selbst kam wohl nun endlich gänzlich zum Bewusstsein, dass er seinen Plan, zu studieren, bei dem Mangel an Geldmitteln

1928 wie er Aussicht auf Anstellung [zu] nicht durchführen konn-
te. Aus diesem Irrgang heraus kam wohl der unglück-
selige Gedanke in sein Hirn, „Geld zu machen" – na-
türlich durch Spekulation.

Die Mittel dazu gab ihm meine kleine Erb-
schaft von Vaters Seite. Vater besass österreichische
Staatspapiere, die früher fast wertlos, nun aber
plötzlich ausserordentlich gestiegen waren. Im Gan-
zen handelte es sich um etwa 6000 Mark. Wie ich
so töricht sein konnte, dem von seinem Wert und
seiner Klugheit so durchdrungenen jungen Mann
mein Geld zu überantworten, ist mir heute selbst
schleierhaft. Mein Vertrauen und meine Liebe zu ihm
waren eben blind und nur insofern verständlich, als
Edel ein anständiger Charakter war. Aber in Ge-
schäften solcher Art spielt ja gerade letzteres gar-
keine Rolle – im Gegenteil, die Gauner nutzen sich
natürlich die „anständigen Charaktere" aus. Was
ich nur nicht erwartet hatte, war, dass Edel so prompt
auf alles hineinfallen ~~würde~~ und bei der ganzen Sache

1928 meinen Rat in den Wind schlagen würde. Der war ein weiterer Irrtum von mir: stellte ich doch immer noch nicht Edels Eitelkeit genügend in Rechnung.

Die Warnungen und an die Mahnung, dass er, Edel, die Verantwortung für diese Geschäfte trüge – denn ich verstände nichts davon und wollte nichts damit zu tun haben – hat es sicherlich nicht gefallen. Da aber so junge Leute glauben, dass ihr guter Wille und ihre auch so edlen Absichten für alles ausreiche, so übernahm Edel die Verantwortung wie ein ganz leichtes Ding. Vielleicht gingen ihm alle Vorstellungen von mir zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus.

Da mein [illegible] seine Sachen immer ganz geheimnisvoll einfädelte, so überraschte er uns eines Tages mit der Nachricht, dass er ein ganz "vorzügliches Geschäft" in Aussicht stehen hatte und zwar die Gründung einer Gesellschaft – für was eigentlich weiss ich nicht mehr und ist ja auch ganz belanglos –, deren Direktor Edel werden sollte. Dieses Angebot hatte ihn derart geschmeichelt, dass er dem Herrn,

1928 der an ihn herangetreten war (ohne sich über dessen Ruf zu erkundigen) und der natürlich sehr drängelte, die verlangten 2000 Mark einhändigte. Dieser Herr war ein ehemaliger Offizier des Baltikumheeres, der sich nun mit Gesellschaftsgründungen und anderen fragwürdigen Geschäften befasste. Edel führte diesen Herrn, dem er natürlich von mir erzählt und neugierig gemacht hatte, gleich zu Kaffee und Kuchen bei uns ein. Es war ein ganz gebildeter Mann, jedenfalls wusste er sich zu benehmen – aber der Eindruck war bei mir, dass ihm irgendetwas fehle – im Hirn nämlich: er war darauf versessen, von mir die Namen der Bäume zu hören, die den Urwald zusammensetzten – und da ja darüber nur allgemeines, wie Familiennamen, angegeben werden kann, so quälte er fortwährend so, als ob man ihm diese Namen verschweigen wollte. Ob es sich bei ihm um einen Phantasten in Geschäftssachen oder einen Betrüger handelte, liess sich nicht feststellen – jedenfalls kam die Gründung nicht zustande und die 2000 M. waren

1928 restlos futsch.

Anstatt aber aus dieser Erfahrung zu lernen, setzte sich in Edels Kopf eine immer fanatischere Sucht fest, auf diese Weise zu Geld oder Anstellung zu kommen. Immer hielt er mir vor – und er glaubte auch sicher daran – wie gut ich es haben würde, wenn er nur eine feste Stellung hätte, so dass ich mich nicht mehr um die Zukunft zu sorgen brauchte. Meine eindringlichen Vorstellungen, dass man doch von den geschäftlichen Dingen, um die es sich handelte, eine Ahnung haben müsse, waren in den Wind gesprochen: Edel ruhte nicht eher, als bis er all meine kleine Erbschaft verspekuliert hatte. Um was es sich das zweite Mal handelte, weiss ich nicht mehr, jedenfalls waren im Handumdrehen wieder etwa 2000 M. vertan.

In diesem Jahre war wohl das Jubiläum der Gesellschaft für Erdkunde. Mehr Edels als meinetwegen machte ich die Sitzungen und auch das Festessen mit (ganz gegen meine sonstige Gepflogenheit). Bei diesem [illegible] einen kleinen Tisch für vier Personen [illegible]

1928 dieses Winters lernten wir einen Herrn Reinhold Maack kennen. Es stellte sich heraus, dass er zuerst in Afrika, dann in Amerika gewesen war – in Afrika freilich nur in Süd- und Südwest, aber wir entdeckten unsere gemeinschaftliche Liebe zum dunklen Kontinent. So befreundeten wir uns und ich lud ihn ein, uns im Röntgental zu besuchen, was er auch tat. Diese Beziehung sollte später sowohl für Edel, als auch für mich von Bedeutung werden. Als Maack ein zweites Mal kam, führte er uns seinen Film vor, den er im Staat Paraná, zumal in der Gegend von Tibagy, wo er damals arbeitete, gedreht hatte.

Es war übrigens an dem Tage, an dem wir das Jubiläumsfest der Ges. f. Erdkunde mitmachten – ich weiss nicht genau, wo und wann, bevor wir uns zum Festessen umkleideten, da nahm ich Edel das Versprechen ab, nicht mehr zu spekulieren. Natürlich gab er dies ohne weiteres. Aber er war leider zu schwach, es zu halten. Er konnte nicht der süssen Idee entraten, er müsse doch einmal Glück mit seinen Spe-

1928 Relationen haben und so ging das Unglück seinen Weg.

Infolge der Bekanntschaften, die Edel bei seinen „Geschäften" machte, lernte er auch einen Herrn Schäfer kennen, der Schmetterlingssammler war, wenn auch nur sehr laienhafter. Aber Edel hatte ihm von meiner Schmetterlingssammlung erzählt und so kam Herr Schäfer mit seiner Frau eines Sonntagsnachmittags zu uns heraus, um meine Platten zu bewundern. Auch wir waren einmal bei ihm eingeladen zusammen mit einem jungen Mann, der gleichfalls Schmetterlinge sammelte. Bei dieser Gelegenheit ist das umstehende Bild aufgenommen.

Weihnachten 1928 verlebten wir, glaube ich, im Röntgental. Am 2. Feiertag war ich bei „Kümmel" Bartls zu Gast.

1929

Es kam das für unser Zusammenleben entscheidende Jahr 1929.

Da es immer offenkundiger wurde, dass Edels Plan zu studieren, nicht durchführbar war – denn die von Edel erhoffte und erwartete Abkürzung des Studiums stellte sich als nicht möglich heraus –, so brütete er immer mehr auf der Möglichkeit des Geldverdienens durch "günstige Geschäfte", wie er es nannte, durch "Spekulation", für die ich nie Licht, herum.

Von der "Indianer Nordost-Reise" kamen in diesem Jahr aber die Korrekturfahnen, die Edel selbst mit durchsah.

Die Geldzahlungen Brasiliens wurden nur noch für wenige weitere Monate gewährt, dann hörten sie ganz auf. So wurde der Geldmangel immer drückender und ich immer zäher im Herausgeben meiner letzten Mittel. Da Edel unmäßig Zigaretten rauchte und alle Augenblicke neues Geld haben wollte, so

1929 gab dies den ersten Anlass zu unserer Entzweiung. All' die Abmachungen wegen sparsamer Lebensführung waren ja von Edel auf die leichte Schulter genommen oder vergessen und meine stete Erinnerung daran machte ihn höchst ärgerlich und meine Weigerung, ihm dauernd Zigarettengeld zu geben, wo ich mir selbst nichts, nicht einmal die geliebten Pralinen gönnen konnte, erfüllte ihn mit Erbitterung. Seine ganzen Gedanken waren nur auf "Geschäfte" gerichtet, von denen er plötzlich einen grossen Geldsegen erwartete. Ein Herr, der uns besuchte, hatte nämlich "ganz fabelhafte" Feuermelder erfunden und nun war Edel auf diese wieder versessen. Er brachte es sogar fertig, mich um meine Meinung zu fragen und war empört, dass ich ihm sagte, ich verstünde ebensowenig wie er etwas von der Sache. Aufgebracht über diese neue Idee verliess ich das Zimmer und Edel zahlte natürlich die letzten 2000 M. diesem Herrn, der sich als sein Vertreter mit der Propaganda zuerst in der Mark Brandenburg beschäftigen sollte

1929 Kaum war der Gauner auf seinem Motorrad in der Ferne, als er eine Postkarte schrieb, dass er wegen eines Geschlechtsleidens, das er sich zugezogen, die Vertretung nicht weiter führen könne. So hatte Edile und liebe Halsstarrigkeit alles Geld der Leidenschaft bis auf den letzten Pfennig verspielt.

Anfang Juli ist – den Vorwort nach zu schließen, der 2te Indianerband: „Die Indianer Nordost-Asien" abgeschlossen worden. Wegen der Drucklegung gab es zuerst Verhandlungen mit Strecker und Schröder. Dieser Stuttgarter Verlag, nur allein auf seinen Verdienst bedacht, der gleich sehr hoch sein musste, wollte den zweiten Band meines Indianerwerkes nicht mehr in Verlag nehmen, weil ein so umfangreiches Buch mit größtenteils statistisch-dokumentarischem Inhalt keine weitere Verbreitung ausserhalb der wissenschaftlichen Kreise verlangen konnte. So suchte ich in Berlin eine Möglichkeit, dies Buch unterzubringen und fand sie bei Friederichsen, de Gruyter u. Co-Hamburg, ein Verlag, der in Berlin eine Zweigstelle hatte. Dieser

1929 stand ein Herr Leitzke vor. Der Vertrag mit ihm wurde relativ schnell unter Dach und Fach gebracht, da es für mich dabei nichts zu verdienen gab und Basler eine, vom Verlag geforderte, nicht allzuhohe Unterstützungssumme zahlte.

Voll innerer Aufregung über das völlige Versagen meines Freundes und voll Sorge, was in Zukunft werden sollte, fuhr ich im Juli wieder zu dem mir unentbehrlichen Erholungsaufenthalt an die See, während Edel verbittert zurückblieb mit Luischen und Manuel.

Dieses Mal wählte ich das Seebad Carlshagen auf Usedom, weil – wenn ich nicht irre – die Pension in Henkenhagen wegen Todes des netten alten Hausherrn aufgelöst war. Carlshagen ist das letzte Seebad an der Nordwestspitze der Insel. Von Ost aus dehnte sich ein Kiefernwald bis fast dahin, wenn er auch zum größten Teil jünger und lange nicht so schön war, wie der bei Henkenhagen. Meinen Strandkorb hatte ich wieder am äussersten Ende bringen

8 Ostseebad Carlshagen, Dünen-Waldungen

Ostseebad Carlshagen
Waldweg

1929 lassen, so dass ich nach Nordwesten freies Wasser, freien Strand und dahinter Wald genießen konnte. Die Verpflegung war nicht besonders, das Wetter sehr mäßig, mit dem der vorhergehenden beiden Jahre nicht zu vergleichen. Immerhin gab es sonnige Tage und einen solchen benutzte ich, um mit einem jungen Mann aus Dresden, dessen Onkel mein Strandnachbar war, einen Spaziergang am Strande nach der Nordwest-ecke (einem Vogelschutzgebiet) zu machen, im Walde zurückzugehen. Interessanter war schon ein Ausflug mit einem Dampfschiff zur "Greifswalder Oie", eine ganz romantische Felseninsel, ein kleines Helgoland der Ostsee. Ein anderer Ausflug, leider bei ziemlich kaltem Wetter, ging mit der sächsischen Familie, zu der auch noch ein 12-13 jähriger Junge gehörte, und mehreren anderen Sommerfrischlern nach Wolgast.

So oft die Tage unfreundlich waren – und das kam häufig vor – wandte ich mich dem Studium des Schöpfungsplanes zu (das Material dazu hatte ich

7.
Carlshagen mit Blick auf die „Oie."

1929 war natürlich mitgenommen) und arbeitete vor allem die Verhältnisse des Längenstandes immer schärfer heraus, so dass ich wenigstens über diesen Punkt ganz klar sah.

Sonst ist aber nichts Besonderes von Carlshagen zu berichten. Ausser den Sachsen übrigens ganz netten u. bescheidenen Leuten-Arzt ich niemanden mehr kennen. Auch mit den Seebädern und dem Liegen im Sande war es nur an wenigen Tagen etwas. So kehrte ich wenig befriedigt nach Röntgental zurück.

Da ich von der Rückkehr aus Amerika an ständig dabei war, mich um die Veröffentlichung der Ergebnisse der Reichs-Expedition 1913/15 zu bekümmern, so versuchte ich jetzt einen neuen, mehr indirekten Weg. Ich steckte mich daher hinter Ramsay. Er fand mich ~~auch~~ auch wirklich bereit, etwas in dieser Sache zu tun. Da der frühere Staatssekretär Solf, zuletzt Botschafter in Japan mich ja seinerzeit ausgesandt hatte, ~~so~~ m. E. hatte er ja ein moralisches Interesse, wenn nicht Pflicht (lato), mir behilflich zu sein, dass meine Arbeit nicht ganz umsonst gewesen war, so hatte ich schon längst die Absicht ihn

1929 aufzusuchen um da Ramsay ihn gut kannte, so wollte der mich bei ihm einführen, indem er durch seine Vermittlung zeigte, dass die britischen Kreise sich noch für unsere ehemaligen Schutzgebieten mit ihren Kulturen interessierten. Solf sollte dann der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft meine Arbeit zwecks Unterstützung empfehlen. Die Notgemeinschaft hatte ja damals vor meiner Ausreise nach Peru, mitten für die Veröffentlichung der Ergebnisse der Reichsexpedition tun wollen, der damalige Präsident, Exzellenz Schmidt, den ich aufsuchte, hatte jeden Beitrag damals abgelehnt. Nun war wohl ein anderer Präsident.

Wohl nicht besonders gerne, so machte sich doch Ramsay mit mir auf, um Solf zu besuchen. Ich weiss noch genau, dass wir am Reichstagsgebäude vorbeigingen, wo die grossen Trauerfahnen anlässlich des Todes Stresemann's herabhingen und Ramsay mich darauf aufmerksam machte, dass nicht einmal beim Tode der britischen Kaiser ein solcher Aufwand gemacht worden sei.

1929 Solf empfing uns sehr liebenswürdig und nahm sich sofort meiner Sache an. „Er ist ein grosser Herr" sagte mir später mal ein Herr Waldmann, der dann in der „Deutschen Bartholomäusnacht" von Herrn Göring ermordet wurde. So verwendete sich Solf bei der Notgemeinschaft in unserem Sinne und diese konnte nun nicht mehr umhin, eine Zusage zu geben. Zunächst stellte sie nur einen Druckkostenzuschuss für eine Karte der Kameruner Volksstämme in Aussicht, bewilligte ihn aber erst Ende 1930.

~~Solf [illegible] endlich auch der dritte [illegible] von den Ergebnissen der [illegible]-Expedition~~

Übrigens stellte ich nunmehr meine Aufzeichnungen über die Sprache der Bubi auf Fernando Poo zu einem Manuskript zusammen, das ich Herrn Prof. Westermann für die Veröffentlichung in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen" übergab. Es ist jedoch meines Wissens bis heute nicht erschienen, vielleicht deshalb, weil es sehr

1929 umfangreich war um als eigenes Buch nicht genügend Interessenten gefunden hatte, die den Druck überhaupt lohnten.

Ich habe mich bei meinen Arbeiten leider nie um die äusseren Umstände bekümmert, mich nie gefragt, wieviele Menschen sich für die betreffenden Forschungsergebnisse überhaupt interessieren. Ich war innerlich völlig sicher, dass die Wahrheiten einer Forschungsarbeit, einerlei welcher Art, für jeden der betreffenden Fachleute von grösster Bedeutung sein müsste, dass z. B. eine recht viel genaue, gute Grammatik einer überreich mit Formen gesegneten Bantusprache [allein schon] als Beitrag zum Verständnis eines afrikanischen Stammes allgemeinen Beifall der Wissenschaftler finden müsste, einerlei, ob dieser Stamm ein ganz kleiner, abgeschiedener [unbekannten] auf einer spanischen Insel oder ein grosser mit engen Beziehungen zu den weissen Herrenrasse in deutschem, englischem oder französischem Kolonialgebiet wäre. Hätte ich gewusst, dass dem nicht so ist, dass diese unglaublich schwierige und geistig anstrengende linguistische Kleinarbeit, ja

1929 Fernando Poo damals in verstaubten Schrankfächern eines einzelnen Linguisten förmlich lebendig begraben liege, — ich hätte meine Zeit voll zu einem Besseren, mich Lohnenderen, z.B. zum eingehenderen Studium der Pflanzen und Tiere, verwendet! Und ähnlich war es mit meinen übrigen Arbeiten, für die ich geradezu kämpfen und viel opfern musste, damit sie den Gelehrten, die sich um sie hätten reissen müssen, fast wider deren Willen unterbreitet werden konnten. Oh, unglückseliger Irrtum der Jugend, meines Lebens!

Ausser dieser linguistischen Arbeit arbeitete ich auch das vor Jahren fertiggestellte Manuskript der Bafia- und Bajamonographie um, indem ich die Erfahrungen verwertete, die ich bei der Abfassung der Kulturübersichten der Indianer gewonnen hatte — es handelte sich natürlich nur um das Schema, das Technische dabei.

Da mein Gehalt nun ganz aufhörte, waren für Edels Liebhabereien, zumal die geliebten Ziga-

1929 hatten, nichts, aber auch nichts mehr übrig. Er hatte nun endlich voll kapiert, dass sein Leben so nicht weitergehen könnte und versuchte nun, wieder in den praktischen Beruf des Kartographen hineinzukommen, den er zu seinem Schaden damals verlassen hatte. Durch diese ganzen Erfahrungen, seine eigene Unklugheit und den Ermahnungen, die ich bei der Befolgung des "Sparsamkeitsprinzips" walten liess, was er als Kleinlichkeit empfinden musste, weil er – wie soviele Menschen – nicht logisch denken konnte, verbitterten ihn masslos und brachten ihn immer mehr gegen mich auf. Aber es war ja ein ewiges Problem mit dem Studieren, und ich sah nicht ein, warum ich allein immer alle Ausgaben tragen sollte. Denn nicht nur das Gehalt, das Baseler gab, sondern auch die Einnahmen aus dem Verkauf des Indianerbuches "Menschen ohne Gott" gingen, wenigstens zum grössten Teil in den Haushalt auf. Überhaupt stellte sich für mich Idealisten nunmehr sonnenklar heraus, dass die gemeinsame Kassenführung

1929 von vornherein ein Wahnsinn war, was uns schon früher einmal ein Herr Weber in Iquitos gesagt hatte.

Wir fingen jetzt an, für Edels Fortkommen alle möglichen Beziehungen auszunutzen und schrieben u.a. auch an Herrn Maack, der inzwischen wieder nach Paraná in Südbrasilien ausgereist war, ob er nicht irgend eine Anstellung für Edel hätte. Maack schrieb wieder, er hätte das wohl, aber nur, wenn Edel die Reise dorthin selbst bezahlen würde. Ich machte also das Geld dafür für ihn frei, doch mußte er nun wieder Zwischendeckklasse benutzen, wie* damals nach Perú (der letztere war allerdings der der italienischen Schiffe) die der deutschen Dampfer überhaupt nicht zu vergleichen, so viel höher stand letztere!) Edel wollte mir das Geld später zurückzahlen, hat es aber nie getan, denn inzwischen erfolgte der völlige Bruch unserer Freundschaft, nicht von meiner sondern von seiner Seite aus.

Vorher hatten wir aber noch eine Aussprache,

1929 die den gegensätzlichen Unterschied der Auffassungen und seine hindernde [illegible] und Unzulänglichkeit für mich deutlich verdeutlichen. Man sah, er hatte sich in seiner Verbitterung, die doch aus seiner eigenen Schuld hervorging, innerlich völlig von mir getrennt und in sich selbst zurückgezogen. Seine Auffassung, dass seine Geschäfte nicht als Spekulation zu bezeichnen seien, konnte ich nicht teilen. Ich erinnerte ihn an seine Leichtsinnigkeit und an seine vielen Versprechen, zumal wegen der "Geschäfte" alias Spekulation, die er nicht gehalten hatte, sowie daran, dass er alle meine Ratschläge verworfen hatte. Ich empfand auch – dies vielleicht mit Unrecht – sein völliges Unverständnis für meine wissenschaftlichen Ziele, nämlich den "Hüpfflugzeugplan", usw. Bemühungen, die er als "Mist" bezeichnet hatte. Kurz und gut: das Ende war, dass er erklärte, mir die verspekulierten Gelder in Gestalt des Hauses, von dem ich ja die Hälfte gehörte, zurückgeben zu wollen. Da letzteres ein Objekt von 14000 Mark damals war, so hätte ich damit 7000

1929 Mark bekommen, wenn es nicht schon damals auf der Hand ~~ba~~ gelegen hätte, dass ich erheblich weniger als die Summe, die wir gezahlt hatten, wiederbekommen würde (es waren schliesslich noch ganze 10.000 M.) So war ich letzten Endes trotz der Überschreibung des ganzen Hauses auf meinen Namen doch der Hereingefallene. Trösten tat mich dabei nur die Tatsache, dass Edel den besten Willen gezeigt hatte, mir Ersatz zu leisten, und damit seine anständige Denkungsart bewiesen.

—

~~Übrigens~~ In diesem traurigen Jahre starb auch meine Jugendgespielin Magda Timm ziemlich plötzlich an einem nicht recht erkannten inneren Leiden (Krebs?). Sehr geschmerzt hat es mich dieser Todesfall vor allem deshalb, weil meine bedrängten Geldverhältnisse mir nicht gestatteten, zum Begräbnis nach Lübeck zu kommen. Das erbitterte nun auch mich etwas, denn die eigentliche Ursache des jahrelangen Niederganges war Edels Untreue gewesen.

1929 ↓ Ende des Jahres 1929 – ich glaube vor Weihnachten – löste sich der Hausstand im Röntgental gänzlich auf. Edel fuhr mit Luischen nach Quatalunda, Manuel und ich begleiteten sie bis auf den Bahnhof in Röntgental. Dann blieben wir beide zurück.

1930

Anfang 1930, glaube ich, fuhr Edel dann nach Santos, um von da über Curitiba nach Tibagy, der Wirkungstätte Mackés zu reisen. Er schrieb mir noch, dass ihm die Reise in der Zwischendeckklasse durchaus angenehm gewesen wäre – er hätte soviele nette Bekanntschaften gemacht. Denn er war ja ein Gemütsmensch und in Bezug auf Lebensansprüche (Gesellschaft, Verpflegung) immer sehr primitiv – sozusagen "bescheiden" – gewesen.

Nun kam eine recht stille, traurige und ärmliche Zeit für mich. Das Geld war ausserordentlich knapp. Manuel bereitete das Essen und, wenn ich mich recht erinnere, ganz zu meiner Zufriedenheit. Er hatte ja die ganze Zeit Luisinha in der Küche geholfen und zuletzt sich systematisch vorbereitet, selbst zu kochen. Ich weiss noch, dass er zu meinem Geburtstag einen fabelhaften Kuchen gebacken hatte, wie keine Hausfrau ihn besser hätte fertig bringen können.

Meine alten Bekanntschaften pflegte ich natur-

1930 ich noch weiter. Von Personen kam eine sehr nette hinzu: Riem. Ich lernte den alten, sehr würdigen Herrn – er war da schon pensioniert – im Museum für Völkerkunde kennen, wo er aus der Literatur Angaben über Sintflutsagen sammelte, die zu seinem eigentlichen Fach, der Astronomie (er hat "Weltwerden" geschrieben) in nur losem Zusammenhang standen. Ich gab ihm manche Hinweise, die ihm wertvoll waren. So befreundeten wir uns, wobei er mir von seiner Entdeckung der Harmonie in unserem Planetensystem erzählte. Prof. Riem lud mich in seine Wohnung, damals wohl Groß-Lichterfelde ein. Frau Riem war gleichfalls sehr liebenswürdig und eine vorzügliche Hausfrau. Auch seine einzige Tochter lernte ich kennen. Ich wurde mit einem vorzüglichen Abendbrot, bei dem ein guter Wein nicht fehlte, überrascht. Ich musste viel von meinen Reisen erzählen, auch von Rosa und Manuel und schließlich lud ich die Beiden ein, an einem Sonntag nachmittags zum Kaffee und Kuchen nach [illegible] zu kommen. Dieser Verkehr wurde immer enger: ich war noch öfters bei Riems. Sie kamen desgleichen zum Kaffee

1930 und Kuchen mit nachfolgendem "Erdbeeressen", an dem einmal auch Prof. Westenhöfer mit Frau – ein Liebhaber des Ötztals – teilnahm. Es fand stets in der Laube hinter dem Schuppen statt.

Ich hatte diese erbauen lassen, nachdem der Garten auch hinter dem Schuppen etwas in Ordnung gekommen war. Manuel wirkte hier mit einzigem Eifer und der junge Gerhard Mai war ebenfalls eine flotte Hilfskraft, immer bereit, wenn irgendwo zugefasst werden musste.

Die zweite Veröffentlichung aus der Zeit der Reichsexpedition, nämlich die Arbeit über die "Sprachen der Mbaka-Limba, Mbum und Lakka, Wörterlisten und Grammatik" erschien jetzt auch in den "Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin".

Schon 1929 (von früheren Vorversuchen gar nicht zu reden) hatte ich mich ~~oben~~ ernstlich bemüht, eine Einnahmequelle zu erschließen und zugleich eine Tätigkeit auszuüben, die mir lag. Die mir durch Freunde

1930 oder Bekannte nahegelegt worden, hatte ein Auftrag zu
einer Lehrtätigkeit an einer Hochschule noch am meisten
Aussicht, wenn ich auch noch keinen Doktor hatte. Zunächst
hatte ich versucht, in Berlin einen Lehrauftrag zu be-
kommen – natürlich in Völkerkunde, meinem Haupt-
fach. Zu diesem Zwecke mussten vor allem die Professo-
ren gewonnen werden, besonders Prof. Eugen Fischer, der
zwar nicht Ethnologe war, aber als Anthropologe einen
Ruf hatte und auch als für Völkerkunde massgeblich
galt. Ich kannte ihn schon aus unserem ethnologi-
schen Kolloquium, wo er sich mir gegenüber in dessen
Hülle und reserviert gezeigt hatte. ~~Er~~ Ihn mochte wohl meine
Eigenwilligkeit ärgern, wenn man die Tatsache so be-
zeichnen will, dass ich mich in der Ethnologie als Fach-
mann fühlte. Ich ging aber mit gemischten Gefühlen
zu ihm – aber die Abfertigung durch diesen hochmüti-
gen und von seinem Wert durchdrungenen Professor war
derartig gemein, dass meine Nerven nach der Unterredung infolge dieser Be-
handlung, die nicht besser war, als die eines Hausknechts,
mit fast krankhaften Erscheinungen reagierten. Der

1930 Herr Professor lehnte es ab, auch nur das Leiseste dazu zu tun, etwa meine ethnologischen Arbeiten günstig zu beurteilen: ich hatte den Dr. nicht, und da wäre nichts zu machen, wenn es Frobenius nicht gelungen wäre, Dr. zu werden, ein Mann, der doch ganz anderen Formats wäre als ich, so ginge das bei mir erst recht nicht. Er wies mich nicht gerade hinaus, aber ich hatte das Gefühl, es sei so.

Durch diese schlimme Erfahrung belehrt, verfolgte ich die Taktik, nunmehr mit der Regierung selbst zu arbeiten. Da im Januar 1930 der sozialdemokratische Kultusminister Adolf Grimme ins Amt gekommen war, an den mich ein Politiker derselben Partei, zugleich Soziologe und Ethnologe – es war wohl Hans[?] – empfahl, so wurde ich sehr bald von Grimme selbst empfangen. Ich hatte dazu alle meine Veröffentlichungen mitgebracht, die jetzt schon einen stattlichen Haufen darstellten. Der Minister empfing mich mit wohltuender Menschlichkeit (ganz anders als der hochmütige Professor), verhehlte mir zwar

1930 nicht die Schwierigkeiten, versprach aber zu versuchen, mir einen Lehrauftrag zu verschaffen, wenn es in Berlin ginge es nicht. Ich erklärte mich natürlich auch bereit, auch an einer anderen preussischen Universität zu lehren.

Der Ministerialdirektor, es war Dr. Windelband, ein Nachkomme des berühmten Philosophen, empfing mich gleichfalls sehr höflich und entgegenkommend. Er würde das Nötige veranlassen, dass ich einen Lehrauftrag bekommen könnte.

Leider kam auch diese Unternehmung ins Stocken, denn es bestanden auch andere Widerstände, deren Hauptgrund wohl der war, dass ich den Doktor nicht hatte.

Als ich einmal ins Botanische Museum in Dahlem kam und dem guten „Massa" Mildbraed von meinen vergeblichen Versuchen, eine Anstellung zu bekommen, erzählte, bedauerte er das sehr. Er sah auch ein, dass der fehlende Dr. phil. das Haupthindernis sei und kam auf den Gedanken, dass der Herzog Adolf-

1930 Friedrich von Mecklenburg, der Förderer kolonialer Sachen, etwas in dieser Angelegenheit tun zu wollen. Es finde in den nächsten Wochen eine Festlichkeit von Afrikanern statt, zu dem der Herzog kommen würde. Er (Mildbraed) wollte ihm dann meine Sache ans Herz legen.

Nach gewisser Zeit kam ich wieder und da teilte Hansa Mildbraed mir mit, "dass alles in Butter" sei: Adolf-Friedrich hatte sich bereit erklärt, mich in Rostock zur Doktorprüfung vorzuschlagen — ich möchte ihm meine Arbeiten überbringen. Ich besuchte den Herzog dann auch und legte den ganzen Packen meiner Veröffentlichungen auf den Tisch, die der Herzog selbst mit nach Rostock nehmen sollte. Die Bücher waren noch um ein umfangreiches vermehrt: "Die Indianer Nordost-Perus", die noch gerade rechtzeitig erschienen waren, sodass die Menge meiner Bücher die Professoren in Rostock immerhin beeindrucken mussten.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, da bekam

1930 ich eine Aufforderung des Rektors der Universität, mich zur Prüfung anzumelden. In deren Statuten besteht nämlich die Bestimmung, dass auch jemand, der nicht das Abitur hat, zur Prüfung zugelassen werden kann, wenn er wertvolle wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hat und als Doktorarbeit eine neue wissenschaftliche Arbeit von Bedeutung einreicht.

Es war wohl im Juni oder Anfang Juli, als ich nach Rostock fuhr, wo die Sache schnell und schmerzlos verlief. Ich wurde in Geographie (Ethnographie), Zoologie und Botanik geprüft, hatte mir dazu den vorgeschriebenen Gesellschaftsanzug geliehen und bestand die Prüfung summa cum laude. In der Geographie war es
Ule, Zool. Stoll, der [illegible])
Prof. ~~Stoll~~ (Burgtürd Dekan), der sich mehr von mir erzählen liess, als dass er fragte. Als Doktorarbeit hatte ich wohl die ganze Monographie über die Bogia im Manuskript eingereicht, brauchte aber nur einen Abschnitt daraus – ich wählte den über Wohnung und Hausbau – zu veröffentlichen. Das ging glücklicherweise bald und zwar in der Zeitschrift für Ethnologie in Berlin.

1930 Am Abend war ich zusammen mit den beiden anderen Examinatoren, Prof. Schultze (Zoologe) u. Prof. (Botaniker) bei Prof. Abel zum Essen eingeladen. Die Professoren titulierten mich schon: Herr Doktor. Es war ein recht netter, gemütlicher Abschluss.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Rietgental zurück, wo sich Manuel über meinen Erfolg freute. Vor allem aber freute sich Wildbrand, der die Veranlassung dazu gewesen war, und nicht minder mein alter Freund Prof. Hering vom Museum für Naturkunde sowie meine übrigen Freunde, Riems an der Spitze meiner Wettläufers.

Dann aber fuhr ich zur Erholung ins Seebad, einen Aufenthalt, den ich auf 6 Wochen ausdehnen wollte. Wiederum wählte ich Karlshagen. Aber wenn es schon im vorigen Jahre für mich reichlich viel unfreundliches Wetter gewesen war, so war es dieses Jahr "unter aller Kanone". Stets fror ich im Strandkorb, obwohl ich ihn ~~stets~~ immer gegen den Wind stellte. Nur zweimal konnte ich ein Bad nehmen. Dazu

Unter dem Rektorate
Friedrich Brunstäd
D. theol. et Dr. phil. o. ö. Professor der systematischen Theologie
hat die

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT ZU ROSTOCK

Herrn Günter Tessmann aus Lübeck

auf Grund der „ausgezeichneten" Dissertation

„Die Baja ein Negerstamm im mittleren Sudan"

und der „summa cum laude" bestandenen Prüfung

durch ihren Dekan Professor Dr. Hohl zum

DOKTOR DER PHILOSOPHIE

promoviert und darüber dies

Diplom ausgestellt.

Rostock
den 22. Juli 1930.

Hohl
Dekan

1930 regnete es viele Tage lang in Strömen, so dass man dann aus dem Hotel garnicht herauskam. Das Essen war ebenfalls schlechter, als voriges Jahr, der reine "Nepp". Andere Gäste lernte ich überhaupt nicht kennen. So hatte ich Zeit genug, auf meinem Zimmer an dem "Schöpfungsplan" weiterzuarbeiten, dessen Thema sich als immer komplizierter offenbarte. Wenn ich recht erinnere, so war es die "Masse" der Planeten, mit der ich mich hier besonders beschäftigte.

Infolge des saumässigen Wetters beschloss ich, meine Ferien auf vier Wochen abzukürzen. Es war auch nicht zum Aushalten. Ich schimpfte nur immer in meinem Strandkorb und schwur mir, mit den Ferienaufenthalten an der deutschen See endgültig Schluss zu machen. Jetzt erst erkannte ich, dass die beiden ersten (einzigen) Jahre in Henkenhagen eine ganz ungewöhnliche Ausnahme gebildet hatten. Nunmehr also fasste ich ins Auge, das nächste Jahr an die schöne Adria zu reisen, nach Dalmatien, wo ich mich endlich einmal wieder von der Sonne zu durchwärmen

1930 kaufte.

In diesem Jahr, vielleicht gegen Ende desselben, war es wohl auch, dass ich auf Wunsch Dr. Baslers ihm einen Kartographen ~~zugeschickt~~ ausgesucht hatte. Meine Wahl fiel auf einen Herrn Räder, der in einem kartografischen Institut in der Potsdamer Strasse arbeitete. Ob mein älterer [illegible], Gerrie, der ja Geographie studierte, ihn mir empfohlen hatte, erinnere ich nicht genau, glaube es aber. Herr Räder besuchte mich einige Male zu Besprechungen in Röntgental, das letzte Mal verfehlte er sogar den letzten Vorortszug nach Berlin und nächtigte bei mir [illegible].

Ich bereitete Herrn Räder auf die ganze, schwankende List von Basler vor, auf den ich gerade in dieser Zeit recht geladen war. Basler hatte nämlich, vielleicht auf meine Anregung, vor, eine neue Veröffentlichung über die von mir gesammelten Pflanzen, die vielfach ~~nur~~ recensierten, herauszugeben. Er tat so, als ob er ganz entschlossen sei dazu, obwohl ich ihm riet, es sei eine nicht geringe Summe für die Her-

1930 stellung der Zeichnungen von den neuentdeckten und ein
Druckkostenzuschuss nötig, ~~[illegible]~~ erklärte er sich ein-
verstanden und ersuchte mich, mit Prof. Diels, dem Di-
rektor des Botan. Museums Rücksprache über die Einzel-
heiten zu nehmen. Das tat ich auch und berichtete ihm
ganz genau über das Ergebnis. Inzwischen hatte jedoch
dieser einem unbedeutende, unsichere und kleinliche
Geist offenbar Angst vor seiner eigenen Courage bekommen
und er schrieb, nachdem alles festgelegt war, er würde
gerne eine solche Veröffentlichung sehen, aber das Geld
dazu müsste aus den später zu verkaufenden wissen-
schaftlichen Sammlungen (die ich angelegt hatte) vorweggehen.
Ich war äusserst empört, da ich mich Prof. Diels gegen-
über kompromittiert sah, und schrieb ihm einen aller-
dings ungemein groben und völlig unüberlegten Brief,
nach dem die Verbindung gerissen war (die mir doch
noch hätte vorteilhaft werden können) natürlich abge-
brochen war. Dies war alles kurz nach Rüdes Abreise.

Manuels wegen hatte ich schon im vorigen Jahr
allerhand Laufereien ~~gehabt~~ zu den Behörden gehabt.

1930 Es hatte ja sein neuer Pass ja nur ~~Einreise~~ Aufenthaltserlaubnis für ein halbes Jahr, da Udal damals ja beabsichtigte, alsbald, wenn auch über New York, nach Peru zurückzufahren und Manuel mitzunehmen. Es wurde dann mit Ach und Krach erreicht, dass die Erlaubnis zweimal verlängert wurde. Nun aber sollte Schluss sein. Da ich Manuel ja selber gerne abgeschoben gesehen hätte, so drang ich natürlich auch nicht auf Verlängerung. Mit der Zeit hatte Manuel sich nämlich zum Schürzenjäger entwickelt und verursachte mir durch passive Resistenz viel Ärger. Er kam nur zur Zubereitung der Mahlzeiten und blieb abends oft lange fort, so dass ich warten oder mir selbst etwas zubereiten musste. Er hatte im Röntgental ein ganz gewöhnliches Mädchen kennen gelernt, das ihn vollständig umgarnt hatte – er war auch abends in deren Familie. Offenbar war er bereit, das Mädchen später zu heiraten, wenn es sich ~~dort~~ drüben entsprechend eingerichtet hätte. Leider wäre seine Rolle aber nie

1930 in den primitiven Verhältnissen, die er ihr nur hätte bieten können, geblieben, aber die Vorstellung von dem "reichen Peruaner" und das exotische Aussehen, auch sein in der Gesellschaft für ihn einnehmendes Wesen (zu Hause war es wesentlich muffiger) entzückten natürlich die einfachen Mädchen in Röntgental. Manuel vernachlässigte mich allmählich in einer Weise, dass ich wirklich froh war, ihn los zu werden. Von dieser ganzen Entwicklung der jüngeren Zeit hatte Edel natürlich keinen Begriff, da er von meinen Klagen sehr wenig Notiz genommen hatte.

Es war geplant und Edel hatte das natürlich auch als das Vernünftigste gebilligt, dass Manuel wieder nach Iquitos zurückgehen sollte, wozu ich bereits alle Schritte bei den Behörden, Konsulaten usw. getan hatte. Aber in seinem unentschiedenen Charakter, der auf die geschaffenen Grundlagen und getroffenen Abmachungen keine Rücksicht nahm, entschloss sich Edel in letzter Minute, Manuel nach Südbrasilien kommen zu lassen und telegrafierte

1930 mir in diesem Sinne: Auch hierin gab ich nach, überliess ihm aber die Verantwortung für Manuels weiteres Fortkommen, denn ich war ganz gegen eine weitere Bindung mit ihm. "Verantwortung" war aber für Edel ein Begriff, der wenig Inhalt hatte und so übernahm er auch ~~die~~ diese leichten Sinnes.

Also nun musste alles wieder umdisponiert werden. Statt das peruanische Visum hatte er, nun musste aber das brasilianische beschafft werden, das natürlich mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Ferner musste er auch allerhand andere Formalitäten erfüllen – kurz, es gab für mich wieder neuere Laufereien und vor allem ziemlich viel Mehrkosten.

Nun, schliesslich war alles beschafft und Edel auf meinen Wunsch die Ankunft des Dampfers in Para telegrafisch angezeigt. Warum Manuel erst nach Para fahren musste, anstatt direkt, weiss ich heute nicht mehr – ich glaube, die Fahrkarte von Liverpool nach Para war schon bezahlt worden. So-

1930 jedenfalls musste Manuel über England via Vlissingen fahren und der Postzug dorthin ging vom Bahnhof Friedrichstrasse ab. Ich brachte ihn also dorthin und seine „novia" sowie deren Freundin und die Geschwister ließen es sich nicht nehmen lassen, den „reichen Peruaner" ebenfalls auf dem Bahnhof zu verabschieden. Es muss aber zu Manuels Ehre gesagt werden, dass er sich in diesem Falle zu mir hielt und nur beim letzten Abschied auch die Rest-gestalten ♀♀ berücksichtigte. Wahrscheinlich glaubte er selbst auch garnicht mehr an die Möglichkeit, die Kette nach drüben nachkommen zu lassen. Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls benahm er sich gut, und dankte mir für alles, was ich für ihn getan hatte. Er hatte ja auch immer eine gewisse Anhänglichkeit auch an mich gezeigt.

Ich selbst, der ich in so bedrückter Lage war, muss sagen, war herzlich froh, als ich Manuel abfahren sah. Da ich natürlich längst darüber im Klaren war, dass ich so nicht weiterleben konnte,

1930 hatte ich geplant, nach Manuels Fortgang das Haus zu vermieten und von der Miete sparsam zu leben, bis ich die immer noch erhoffte Stellung als Lehrer an einer Hochschule bekommen hätte.

1931

Es ist möglich, dass Manuel nicht Ende Dezember 1930, sondern erst zu Anfang des Jahres 1931 abfuhr. Jedenfalls hatte ich den Umzug bzw. die Vermietung des Hauses ziemlich zur gleichen Zeit organisiert, wo der Manuel fortging. Der Mieter meines Hauses war ein Druckermeister, der scheinbar zahlungswillig, jedenfalls zahlungsfähig war.

Aber leider verfuhr das Schicksal [illegible] hart mit mir und machte mir durch meine Rechnung einen dicken Strich. Dies Jahr war überhaupt eines der gräßlichsten Jahre, das ich durchlebt habe und das Missgeschick, das mich verfolgte, war nie so groß, wie in diesem verfluchten Jahr, dem tiefsten Punkt des Niederganges dieses Lebensabschnittes.

Zunächst sah die Sache noch günstig aus. Durch Empfehlung eines Luthecker, Ernst Schmuhsal, der die Landkartenhandlung Schropp in der Dorotheenstrasse leitete, kam ich nach [illegible]

1931 in eine sehr hübsche Villa in nettem Garten mit
einem Zimmer, von dem man den Blick ins Grüne hatte.
Das Haus war nämlich direkt am Kiefernwald
gelegen, der sich hinter dem Hause ziemlich weit-
läufig hinzog, so dass ich kleine und weite Nach-
mittagsspaziergänge darin machen konnte.
Leider war aber die Besitzerin ein Drache und
etwas erotoman, von ihrem Mann geschieden, aber
von Hausfreunden umgeben. Ihr geschiedener Mann
war ein Jude, den ich auch kennen lernte, mit von
durchaus anständiger Gesinnung. Sie aber eine
Arierin und im Gegensatz zu jenem von ganz gemei-
ner, dazu eine grosse Sau. Übrigens verkehrte
ihr ehemaliger Mann trotz der Scheidung mit der
Frau, sozusagen als Gast – ein engeres Zusammen-
leben mit ihr war aber wohl unmöglich gewesen. Zu-
erst wollte die Wirtin mich absolut in ihren gesell-
schaftlichen Kreis einspannen, und ich lernte auch
eine nette Familie, einen höheren Justizbeamten,
kennen, von dem ich später mal eingeladen wurde.

1931 Mit der Zeit aber warf zu meinem Pech dieses geile arische Weib eine Angel nach mir aus. Ihren Vorschlägen, nachmittags im Walde mit ihr spazieren zu gehen, konnte ich mich nur mit Mühe entziehen. Dann dachte sie mich zu fangen, indem sie mich in ihre Villa auf Hiddensee einlud. Es wurde mir furchtbar schwer, das Weibsstück abzuwimmeln. Aber sie liess nicht locker, sondern schickte mir sogar einen dicken Liebesbrief aus Hiddensee, indem sie abgereist war mit der dringenden Bitte, sie zu besuchen. Ich antwortete darauf nur auf offener Postkarte, worin ich sie bat, sich meinetwegen keine Sorgen zu machen, da ich mich in ~~Hiddensee~~ Berlin allein "restlos glücklich" fühlte. Dies war natürlich zuviel und der Pott war entzwei. Ich sollte ihren Hass nach ihrer Rückkehr zu spüren bekommen.

Im Frühjahr arbeitete ich hier die Völkerkarte von Kamerun aus. Sie sollte in "Petermanns Mitteilungen" veröffentlicht werden und erschien dort 1932.

1931 Jetzt endlich kam auch der dritte Vorläufer der Ergebnisse meiner Reichsexpedition heraus, die Arbeit über: "Die drei Sprachen des Bajastammes, To, Labi, Baja" in "Mitteilung des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin" Jahrgang XXXIV.

Weiterhin arbeitete ich in diesem Jahre noch an dem Manuskript des "Lehrbuch für Völkerkunde" weiter.

Auf die Sommerferien und die geplante Reise nach Dalmatien musste ich verzichten, denn die wirtschaftliche Lage Deutschlands, die 1927 seine Höhe nach dem Weltkrieg erreicht hatte, verschlechterte sich immer mehr. So erließ Brüning seine "Notverordnungen", die ~~mich~~ ausgerechnet mich mit ganzer Härte treffen mussten. Eine davon war die, welche es verbot, mehr als eine ganz geringe Summe ins Ausland mitzunehmen. Dadurch wurde mir die Reise nach Dalmatien verunmöglicht und von der Frierei an der Ostsee hatte ich ein für alle Mal genug. So blieb ich einfach im

1931 Nikolassee und machte des öfteren Spaziergänge in die Kiefernwälder, wenn es das – und in diesem Sommer nicht besonders warme Wetter gestattete (z.B. in die Klein Machnower Tannen, die dicht hinter dem Haus begannen).

Schlimmer noch als die Unterbindung meiner Ferienreise nach dem Süden wirkte sich eine weitere Notverordnung aus, derzufolge auch längere Mietverträge kündbar waren, wie sich noch ergeben wird.

Doch zunächst traf mich die Rache des Drachen, als er aus Hiddensee zurückkam; waren die persönlichen Beziehungen natürlich abgebrochen. Als im September oder Oktober die ersten winterlichen Tage kamen und geheizt werden musste, spendete der Drache ganze 3-4 Briketts, so dass das Zimmer überhaupt nicht warm wurde, zumal es (wie ich jetzt mit Schrecken sah) weit vorgebaut war, so dass sich unterhalb desselben eine Art offener Veranda befand. Die kalte Winterluft konnte mich jetzt auch von unten her anfassen. Aus diesem ganzen Un-

1931 ständen zog ich sofort die Konsequenz und kündigte. Hierdurch wurde die Wut des Drachen bis zur Weißglut erhitzt. Er wollte mich verklagen – ich weiss nicht aus welchen Gründen. Da ich Rechtsanwalt nun auch im Hause verkehrte und er mich kennen gelernt hatte, so wies er den Antrag des Drachen, den Prozess gegen mich zu führen ab, da dieser sowieso unberechtigt und für die Wirtin nicht zu gewinnen war. Der Herr hat mir das später selbst erzählt.

An mich trat nun wieder die Frage heran: "Wohin?" Ich hatte ja kein Häusing mehr. Da in der Nähe kein Zimmer zu bekommen war, so studierte ich alle Möglichkeiten. Ich beratschlagte auch deswegen mit Tante Lulu in Zehlendorf, die mich natürlich sehr bedauerte und dazu riet – um die bösen Wirtinnen zu vermeiden – eine kleine Wohnung in einem Miethause zu nehmen, da ich mir dort selbst auf dem Gasherd bequem und schnell etwas Essen zubereiten könne. So kam ich

1931 durch Anzeigen in der Zeitung nach Ober-Schöneweide, wo ich in einem Neubau 2 Zimmer mit Küche für längere Kontraktzeit mietete – voll zum 1. Oktober. Zwar war die Gegend mir nicht besonders sympathisch – ich wäre lieber in der Nähe des Grunewaldes geblieben –, aber hier lebte ich wenigstens nicht in einer Drachenhölle. Störend war nur der Radiolärm aus der Nachbarwohnung, weswegen ich mehrfach reklamieren mußte.

Hier traf mich nun ein neuer Schlag, der meine Berechnungen, von der Miete des Hauses in Röntgental zu leben, über den Haufen warf. Der Druckermeister, wie sich aus der damaligen Bestellung schon ergab, ein fauler Kopp, benutzte die oben erwähnte Notverordnung, gegen unsere Abmachung zu kündigen, da ihm irgendetwas nicht passte, zumal das Sauberhalten des Gartens usw. So blieb mir nur eins noch übrig: das Röntgentaler Haus in kleinere Wohnungen aufzuteilen und in einer selbst zu wohnen. Es hatte sich herausgestellt, daß es leichter war, klei-

1931 adezimmer zu vermieten, als die ganze Wohnung. Ich liess nun eine Wand ziehen, die das frühere Wohnzimmer nebst Herrenzimmer von dem früheren Esszimmer mit Küche schied. Die erstere Abteilung gedachte ich selbst einzuziehen und mir das Essen auf einem Spirituskocher zu bereiten. In letztere Abteilung zog ein junges Ehepaar mit Kind, das im früheren Esszimmer schlief und in der Küche ass. Den oberen Stock vermietete ich weiter an 2 Parteien, so dass ich nicht weniger als drei verschiedene Mieter hatte. Es war alles sehr "Klein-Leutemäßig" und beschränkt.

Es hiess nunmehr wiederum umziehen. Trotz längeren Vertrages mit der Gesellschaft, der das Haus in Ober-Schöneweide gehört, kam ich wegen meiner schlechten wirtschaftlichen Lage, d.h. also Zahlungsunfähigkeit, ohne Schwierigkeiten zum 1. Dezember oder 1. Januar 32 los. Ich zog nun also nach Rentzental zurück und hatte so in einem einzigen Jahr dreimal die Wohnung wechseln müssen!

1931 Weihnachten verlebte ich in diesem Jahr – ich glaube auch schon im vorigen – bei Verwandten und Bekannten. Am Heiligen Abend war ich meist mit Hanns bei Tante Luley, wo es den üblichen Weihnachtskarpfen gab, am 1. Weihnachtstag bei Barths und am zweiten oft bei Riems.

Über all' mein Unglück und den unaufhörlichen Niedergang seit so vielen Jahren war ich verzweifelt und fast verbittert. Ich machte mir die schlimmsten Vorwürfe, dass ich nicht fest genug gewesen war, Edels kindlicher Idee, zu studieren, widerstanden zu haben, obwohl ich selbst die genügende Einsicht von der Unmöglichkeit, seinen Wunsch durchzuführen, besessen hatte. Ich war jedenfalls froh, dass dieses unglückselige Jahr zu Ende ging – viel schlimmer konnte es ja kaum noch kommen!

1932

Im Röntgental arbeitete ich an dem "Lehrbuch für Völkerkunde" weiter. Aber ich fühlte mich hierdurch nicht befriedigt. Die kommende Umwälzung, die sich in den zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten anzeigte, sandte ihren Schatten voraus. Durch die dreimalige Vertreibung aus einem "Heim", das ich so sehr ersehnte, durch diese ganzen wirtschaftlichen und politischen Wirrungen, vor allem durch die stete Geldnot und die Schwierigkeiten, in meinem Fache eine Anstellung zu bekommen, war mein überempfindliches seelisches Leben oder sage ich: nervöses System aufs äusserste gespannt. Dadurch kam mir gefühlsmässig mit grösster Sicherheit zum Bewusstsein, dass wir vor einer Kulturwende standen und ich fieberte, mich dabei irgendwie aufbauend zu betätigen. Und da ich vermeinte, die kommunistische Weltanschauung werde die der

1932 Zukunft sein, so wollte ich Genaueres darüber wissen,
um mir ein Bild machen zu können, wo ich mit mei-
nen Kräften einsetzen könne. Infolgedessen lieh ich
mir von der Staatsbibliothek zunächst die Bücher
Lenins und seines Kreises, vor allem Schriftsteller, (13)
die die religiöse Seite behandelten, zumal Bucharin.
Dieser redete von Gott wie von einer unbekannten Kraft
und wollte für ideal[illegible], für sie den Ausdruck: das "Es"
angewendet sehen. Mir sagten alle diese Ideen im
Grunde nicht zu, aber durch den für mich so unglück-
lichen und niederdrückenden Gang des Schicksals seit
unserer Rückkehr aus Südamerika (an der ich doch,
wenn auch in guter Absicht, durch die Schreibe gegen Ida's
Prätensionen selbst mit die Schuld trug) hatte ich eine
solche innere Wut auf den Gott des meiner Meinung
nach morsch untergehenden Christentums, dass ich etwas
ganz Grosses zu tun glaubte, wenn ich ihm selbst einen
einen Stein gab. Natürlich wollte ich nichts weiter, als die
christliche Gottesvorstellung geistig überwinden, um an
ihre Stelle zunächst das "Es" Bucharins [illegible] aber eine ge-

1932 läuterte Gottesvorstellung setzen. So versuchte ich, umzulernen, wie ein junger Student, und warf mich mit Feuereifer auf die Schriften der Aufklärungsliteratur und auf philosophische Werke. Ich machte mir Auszüge daraus und tippte ganze Seiten ab, so dass ich schliesslich einen Hefter ganz dick voll mit literarischem Material hatte. Zugleich entwarf ich – resolut, wie immer – bereits das neue Religionsbuch der kommenden Kultur, das den Titel: "Die Bibel des freien Volkes" führen sollte. Die paar Seiten, die ich schon ausarbeitete, enthielten keinerlei neue Gedanken, sondern wiederholten die, welche schon im Aufklärungszeitalter gesagt waren. Da ich zugleich die politischen Ereignisse in Russland aus Zeitschriften und Zeitungen sowie ~~Büchern~~ Berichten in Büchern aufmerksam verfolgte, Ereignisse, von denen ich fast nichts kannte, so wurde ich nachdenklich und bald anderen Sinnes. Die unglaublichen Greueltaten des "Volkes", der "Arbeiterklasse", die Lenin so in den Himmel gehoben hatte, stiessen mich ebenso ab, wie die Verschleierung

1932 desselben Volkes durch ihre „Bonzen". So gedieh die „Bibel des freien Volkes" ~~nicht~~ über wenige Seiten mit allgemeinen Einteilungen und Bemerkungen nicht weiter hinaus, umsoweniger, als meine Röntgentaler Bekannten, die jungen Leute, besonders Erwin, der ältere, meine Bestrebungen dahin kritisierten, dass alles, was ich sagen wollte, den Gebildeten oder längst bekannt und verständlich wäre, für die Ungebildeten aber so wie so nicht in Frage käme, da das Buch geistig und somit wissenschaftlich orientiert sein sollte. Vielleicht traf diese Kritik nicht ganz ins Schwarze, „desillusionierte" mich aber vollends.

So war diese Periode aufgeregter Schwärmerei und Revolutionierens bald zu Ende, nachdem ich wieder zur Ruhe gekommen war. An Stelle einer Sympathie für den Kommunismus trat ein immer stärker werdender abgrundtiefer Hass des Enttäuschten, denn ich war nicht dumm genug, um nicht das Lügenhafte der schönen Worte Lenins sehr bald zu erkennen. Den Rest besorgte das immer tiefer

1932 gehende Eintragen in den "Schöpfungsplan", der mir jetzt gewissermassen ein Ersatz für die Aufgabe der Beteiligung an der Formung des Geisteslebens der kommenden Kultur wurde – bis ich mich zuletzt direkt schämte, auf die ordinäre und im Grunde geist- und trotz des "Dr." Bucharins(?) absolut gottlose kommunistische Weltanschauung hereingefallen zu sein.

So suchte ich für meinen Betätigungsdrang nach einem Ventil und fand es darin, für meine Erkenntnis des Schöpfungsplanes irgendwie Propaganda zu machen. Ich fasste den Gedanken, ein Modell von dem Ganzen zu machen. Der jüngere Mai, ein netter und hilfsbereiter Mensch, der sich für meine Entdeckung interessierte, erklärte sich gleich mit Begeisterung bereit, mir in seiner Freizeit zu helfen, obgleich ich ihm kein Geld dafür zahlen konnte. Er schlug oder schraubte mir nach meinen Angaben eine Art Kasten zusammen, d.h. einen Rahmen auf einer Unterlage von Holz,

1932 der einen "Raum", ~~die~~ eine "Zelle" meines Schöpfungsschemas vorstellen sollte. Diese Rahmenkästen malte ich dann in den Farben, die ich für die drei "Zonen" ("Zellen") jedes "Zellensystems" gewählt hatte, nämlich rot (für Zone (Zelle A), blau (für Zone Zelle B) und gelb (für Zone Zelle C). Durch seidene Schnüre, die über den Rahmen angenagelt waren, kamen dann die Einzelzellen zur Darstellung, z.B. A1 (rote Schnur), A2 (blaue Schnur) und A3 (gelbe Schnur). Innerhalb der ~~Käst~~ Rahmenkästen, d.h. der Zellen, stellte ich auf der unteren Platte an der Stelle, wo sie stehen sollte, die Planeten dar und zwar durch eine Holzkugel. Unterhalb der Streifen der Planetenwelt stellte ich in einer ganz gleichen Reihe von Rahmenkästen die Entwicklung der Tierwelt dar und zwar in den "Urtiertypen", die ich auf ein Stück Papier abbildete. Und diese Tiertypen befanden sich dann genau unterhalb der Planeten, denen sie entsprachen. Da jeder Kasten etwa 40 cm lang war, so ergaben die aneinandergereihten ~~Kä~~ und auf Ständer in Gesichtshöhe gestellten Kästen ein Modell von etwa 4 m Länge

1932 In einer weiteren ~~Reihe~~ parallellaufenden Reihe am die entsprechenden Kulturen darzustellen – darauf musste ich verzichten, einmal der Kosten wegen, dann aber auch, weil ich nicht wusste, wie man die Kulturen dem Auge hätte sichtbar machen können.

So primitiv das ganze Modell war, so gab es doch immerhin einen guten Begriff für Fernstehende. Ich stellte es, wenn Besuch kam, auf – es reichte gerade durch die zwei Zimmer, die ich bewohnte, hindurch. Wie ich feststellte, machte ich damit immerhin Eindruck, z. B. auf Riems, auf Bertoldsen. Sie erkannten jedenfalls hierdurch ganz klar, was ich wollte.

Die Freude, die mit dieser Beschäftigung verbunden war und die Hoffnung, dass man den Aufbau des Schöpfungsplanes so besser verstehen möchte, hob mich über das Elend des Existenzkampfes hinweg (ich musste mir sogar immer selbst etwas zubereiten was mir sauer wurde und wenig vollkommen vorkam) ebenso wie über ~~die~~ Zukunftssorgen wegen der Irrungen, die ich in bezug auf die

1932 unangebrachte Idealisierung der Gemeinschaftsidee (12 Stücke zusammen hat weniger durchzubrechen, als einer, dachte ich) begangen war, die ja so viele Wirrungen ausgingen.

Ich machte ausserdem noch ernstliche Versuche, in interessierten Gesellschaften Deutschlands und Österreichs, besonders durch Vermittlung Bekannter), Vorträge über den Schiffsflugzeugplan zu halten. Das war natürlich schwierig, da ich fordern musste, mir wenigstens die Reise und den Aufenthalt in der betreffenden Stadt zu ersetzen. Ich hatte mich hierfür dadurch vorbereitet, dass ich mir für das fertiggestellte Modell eigene Transportkisten anfertigen liess. Diese befinden sich heute noch (1951) bei mir, dienen aber nun zum Aufbewahren von Hausrat. Das Modell nebst den Ständern dazu liess ich später bei meiner Übersiedelung nach Südbrasilien auf dem Boden des Schiller'schen Hauses in Bernau ([illegible]) zurück, wo sie wohl nach der russischen Besetzung verkommen sind. Übrigens bekam ich gerade, als ich auf

1932 dem Sprunge nach Südamerika war, wie zum Hohne
eine Einladung nach Wien, um dort einen Vortrag
zu halten. Ich konnte dieser nun leider nicht mehr
Folge leisten, aber hätte es früher gern getan, schon allein,
um einmal Oestreich und die Stadt Wien kennen
zu lernen.

In diesem Jahr erschien nun endlich die Kameruner Völkerkarte unter dem Titel "Die Völker- und Sprachen Kameruns" in "Petermanns Mitteilungen", 1932, Doppelhefte 5/6 und 7/8.

Es war wohl im Juni, da lernte ich einen Schweizer Arzt, Herrn Dr. Kreisi, kennen. Er zählte schon weit über 70 Jahre und war ein weitgereister und freundlicher Mann, der mich auch einmal im Röntgental aufsuchte. Ich hoffte durch ihn eine Anstellung oder einen Auftrag, über den "Schöpfungsglauben" zu sprechen, nach der Schweiz zu bekommen. Dr. Kreisi wollte sich auch nach dieser Richtung hin bemühen und lud mich ein, ihn in Basel, wo er wohnte, zu besuchen. Indessen hatte ich ja kein Geld für die

1932 Reise-lebte ich doch jetzt nur noch von der Hand in den Mund.

Da im Juli oder August die Stadt Bernau, Endpunkt unserer Vorortsbahn, ihr Jubiläum feierte und der alte, jugendliche Dr. Krüsi dies noch mitnehmen wollte, so beschloss ich, mich ihm anzuschliessen. Ich ahnte aber nicht, dass sich hierdurch mein Leben ändern, dass diese Stadt mich in ihren Bann ziehen würde.

Unsere Fahrt nach Bernau verlief nun so: Nachdem wir den ganz prächtigen Festzug mit Kostümen aus der Ritterzeit uns angesehen und uns in den von vielem Volk erfüllten Strassen der Stadt müde gelaufen, landeten wir in einer Wirtschaft in der Nähe des Bahnhofs. An einem der Nachbartische drückte sich ein 13 oder 14-jähriger Junge herum und Dr. Krüsi, lebhaft, wie er war, liess ihn an unseren Tisch kommen, um von ihm noch allerhand über den Festzug zu erfahren. Der Junge hiess Rudi Zeidler und wurde durch die fremden "Weltreisenden" sehr beeindruckt, bewun-

1932 dem durch meine Erzählungen von Afrika und von den Indianern. Da der Junge in der Börnicker Strasse wohnte, und Krüsi noch einen Spaziergang ins Freie machen wollte, so begleitete er uns nach Hause, nachdem er sich an Getränk und Kuchen genügend gelabt hatte. Bei diesem Spaziergang begegneten wir zufällig seiner Mutter, der wir unsere Bekanntschaft erklärten. So gab ein Wort das andere, und ich meldete mich zu einem Besuch bei ihr an. Sie lebte mit ihrem infolge eines Bahnunfalls etwas gelähmten Manne in dessen Haus. Rudi hatte dort eine Schmetterlingssammlung, die ich mir ansehen wollte. Am Abend fuhr Dr. Krüsi hochbefriedigt wieder nach Berlin zurück, während ich in Röntgental ausstieg.

Als ich an einem schönen Tage wieder nach Bernau hinausfuhr, lernte ich die Familie Reidler kennen. Es wurde abgemacht, dass Rudi mich besuchen sollte, um sich meine Sammlungen anzusehen. Er kam auch an einem der nächsten Tage mit seinem

1932 Freund Harald Daller auf seinem Rad. Sein Interesse für alle meine Sachen, zumal die Schmetterlinge, die er mit leuchtenden Augen betrachtete, nahmen mich für ihn ein, so dass ich ihn ins Herz schloss. Es wurde verabredet, dass er mich öfter aufsuchen sollte, was er auch, so oft es ging, machte.

Um meinem jungen Freund eine Freude zu machen und selbst etwas auszuspannen, schlug ich ihm vor, dass er mich in den „Spreewald" begleiten sollte, den ich noch nicht kannte. Wir fuhren mit der Eisenbahn erst bis Zauche, um dann eine Bootsfahrt durch den Spreewald zu machen. Wir blieben einige Tage fort, doch war es fast immer unfreundliches, kaltes Wetter, wenn es auch nicht gerade viel regnete. Über die Wege, die wir machten, weiss ich aber heute kaum noch etwas.

Als ich wieder in Röntgental war, bekam ich eines guten Tages eine Mitteilung vom Kultusministerium, dass ich mich beim Rektor der Universität Halle melden sollte. Nach kurzem Briefwech-

1932 sich, der die Zeit festlegen sollte, ~~reiste~~ fuhr ich denn
auch nach Halle, wo man meine Veröffentlichungen
durch das Ministerium zugestellt bekommen hatte.
Der Dekan der Universität empfing mich zwar
höflich und zuvorkommend – aber nur, weil das Mi-
nisterium mich empfohlen hatte. Im übrigen war die
Ablehnung ganz ähnlich, wie ich sie schon kannte, nur
dass jetzt, wo ich den Dr. hatte, meine Arbeiten selbst
~~stets~~ Gegenstand der Kritik waren. Es seien über
meine Indianerarbeiten ungünstige Urteile ab-
gegeben, vor allem seitens Pater Schmidt in Wien.
Dieser zelotische Geistliche hatte sich besonders da-
durch beleidigt gefühlt, dass ich in dem Buch: "Die
Indianer Nordost-Perus" die Ansicht vertrat, dass
nach dem Vorbild der Mayoruna die primitivste
Schicht, die in den Indianern stecke, den Gottes-
glauben nicht gekannt hätte, während Pater Schmidt
es seinem katholischen Gewissen schuldig zu sein glaub-
te, die Theorie von der ursprünglich auch den primi-
tivsten Menschen "eingeborenen" Gottesglauben zu ver-

1932 teidigen. ~~[illegible]~~ Graf Nordenskiöld hatte ein absprechen-
des Urteil abgegeben, das ja natürlich, weil er sich durch mei-
nen Spott auf die Indiophilen auf die Zehen getreten
fühlte. Jetzt vollzog sich das Schicksal, das ich schon
in „Menschen ohne Gott" selbst vorausgesagt hatte, wo
ich (S. 31) den Pater in Yarina-Cocha sagen liess: „Da
hüten Sie sich nur, dass sie nicht eine Lupe oder ein
Mikroskop an den Kopf geworfen bekommen". Dass ich
jetzt mit einem Lehrauftrag in Halle ernannt wurde, war
die natürliche Rückwirkung meiner im „Abschnitt B"
des besagten Buches ausgesprochenen Ansichten. Wer
vorwärts kommen will, muss eben die Wahrheit hin-
ter die Rücksicht auf die mal bestehende Meinung der
maassgeblichen Professoren zurückstellen. Unter diesen
Umständen sollte der Dekan auf die Beurteilung mei-
ner afrikanischen Arbeiten überhaupt nicht eingehen.

So sah ich meine Zukunft infolge des Wider-
standes der Professoren zu nichte gemacht und grämte
mich im stillen furchtbar über das Scheitern des Lehr-
auftrages in Halle. Hätte ich 15 Jahre weiter an der

1932 Zukunft sehen können, so hätte ich Gott auf den Knieen danken müssen, dass aus dem Italiener Projekt nichts geworden war, denn ausgerechnet ich Idealist und Freiheitssucher unter der bolschewistischen Knute – das wäre überhaupt nicht auszudenken, ich in einer Stadt fanatischer Kommunisten, die jeden anständigen Menschen verfolgten schon allein, weil er ordentlich angezogen war (ich las eine ausführliche Beschreibung davon in den "Deutschen Nachrichten" aus São Paulo)

Als ich nach Röntgental zurückkam und Prof. Westenhöfer mein Leid klagte, fand der das alles ganz natürlich und meinte nur, den grössten Fehler hätte ich gemacht, nicht die Tochter eines Professors geheiratet zu haben.

1933

Es kam die nationalsozialistische „Machtergreifung". Obwohl mich die nationale Richtung der Partei in den Bann gezogen hatte – denn ich hatte gesehen, dass die Erpressungen der Feinde zu irgendwelchem schlechten Ende führen würde – so stiess mich der Fanatismus und besonders die verrückte Judenhetze ab. Ich war erstaunt, dass manche Bekannten, z.B. unser Nachbar, ein alter Schulmeister, und auch alte, sonst ganz vernünftige Leute, wie Herr Barkow, ein entfernter Verwandter, sich für das Naziregime erklärte. Nur Prof. Westenhöfer und der Kreis um Frau Major , ebenfalls [illegible], [illegible] Gegner.

Mit Edel stand ich auch im regelmässigen Briefwechsel, auch Manuel hatte mir geschrieben. Zunächst war er nach Tibagy gegangen, wo Edel bei der Gesellschaft Monte-Alegre unter Maack arbeitete. Er (Manuel) hatte sich da mit der Diamantensuche in diesem Fluss beschäftigt, war aber nicht begeistert von der ihm zufolge schweren

1933 Taucherarbeit (dabei hatte er ganz gesunden Körper und weite Brust) besonders, weil ein Diamantenfund von Bedeutung Glückssache war und er wenig Geld dabei verdiente. Immerhin ~~[illegible]~~ hatte er noch die Hoffnung, dass er durch einen besonderen Fund ein "reicher Mann" werden würde und dann, schrieb er, sollte ich hinüberkommen, um dort bequem leben zu können. Wenn ich auch nicht viel an ein solches Glück glaubte, so ging ich natürlich in meinen Briefen auf die Möglichkeit ein, dass ich nach Brasilien übersiedeln könnte, umsomehr, als ich Manuel bei seiner Abreise gebeten hatte, daran zu denken, dass ich in Deutschland so jammervoll leben musste und in einem wärmeren Klima, wie Südbrasilien, gerne einen Stützpunkt haben möchte, von dem aus ich weitere Unternehmungen einleiten könnte. Zwar schwand die Hoffnung auf das "Reichwerden ohne viel Arbeit", wohl das Ideal der heute etwas degenerierten Generation von Heutzutage, endgültig dahin, als Manuel den Beruf des "garimpeiro" (Diamanten- und Goldsucher) sehr bald

1933 aufgab und sich – Mitte 1933 – als Kellner in einem Nachtkaffee mit Kabarett in Ponta Grossa verdingte. Doch rächte sich diese Beschäftigung nach kurzer Zeit. ↓ Er hatte, ob durch Edel oder sonstwie, einen Deutschbrasilianer kennen gelernt, für den er nunmehr Orchideen suchte und zwar auf weiteren Reisen in der Serra do Mar und auch in Minas, glaube ich. Bei diesen Reisen muss er wohl einmal infiziertes Wasser getrunken haben, genug, er bekam Typhus und starb in São Paulo, wo er auch begraben wurde.

Edel schrieb daraufhin einen jammervollen und verzweifelten Brief an mich, an seine Familie und sogar an die Rentgentaler "Braut", die den "reichen Peruaner" sicher völlig abgeschrieben hatte, nachdem sie gesehen hatte, dass er arm war wie eine Kirchenmaus. Edel tat in seinen Briefen so, als ob er alles verloren hätte, was ihm das Leben lebenswert machte, kurz, erzeugte sie den Eindruck der Hysterie und erzeugte dadurch bei mir einen gewissen Widerstand. Denn mir war Manuel durchaus nicht so ans Herz gewachsen,

1933 wie Edel annahm, wenn ich auch eine gewisse Anhänglichkeit an mich bemerkt und sein Gefühl der Dankbarkeit durchaus anerkannte. Aber darüber hinaus bedeutete Manuel für mich nichts als ein geringer Begleiter, den ich ja nur auf Edels Wunsch und in der Meinung, dass es sich nur um kurze Zeit handelte, mitgenommen hatte. Und nach Auflösung unseres (durch Zwistigkeiten zerrütteten) Haushalts in Röntgental hatte er mich durch die ständige Vernachlässigung seiner Pflichten und meiner Person, (von der Bereitung der Mahlzeiten, an denen er ja auch teilnahm, abgesehen) so verärgert, dass ich seine Abreise wie eine Befreiung begrüsst hatte. Kurz – so leid mir der Tod des jungen Mannes an und für sich tat – er war ja schliesslich in seinem Berufe gefallen, wie ein Soldat auf dem Feld der Ehre – einen solchen Lamento konnte ich mich nicht anschliessen – vielleicht war Edels Schmerzgefühl dadurch verstärkt, dass ihm nun endlich seine Verantwortung dafür zum Bewusstsein kam, dass er Manuel gegen meine Absicht nach Brasilien zitiert hatte. Im Wider-

1933 stand gegen die hysterische Verzweiflung Edels machte ich in meiner Wahrheitsliebe den alten Fehler, ihm meine Empfindungen offen darzulegen anstatt nur auf seine Gefühle bemitleidend einzugehen. Diesen Brief, der gewisslich etwas taktlos war und Edels Schmerz zu wenig achtete, hatte er natürlich so übel genommen, dass sich nun der Riss, den unsere Freundschaft schon im Lontzental bekommen hatte, nach so zu einer Kluft erweiterte.

Offenbar war Edel in seinem übertriebenen Schmerz so gekränkt, dass er mich zum alten Eisen zu werfen, bereit war. Vielleicht hätte die Zeit und sein weiteres Schicksal hier heilend wirken können, wenn nicht ein ganz unwesentlicher Umstand hinzugetreten wäre, der Edel die letzte Haltung nahm:

Ich bekam nämlich kurz nach Manuels Tod zu meinem grössten Erstaunen einen Brief von dem deutschstämmigen Brasilianer, der voll Auftrag gegeben war, und dem Manuel von mir und meiner Absicht, nach Südbrasilien zu kommen, erzählt hatte. Diesen Brief

1933 war ungefähr so, als ob Manuel ihn vor seinem Tode förmlich diktiert hätte und enthielt das Angebot von jenem Herrn, dass ich zu ihm kommen sollte — er würde den Aufenthalt bezahlen, bis ich eine Stellung gefunden hätte. Dieses unter meinen so bedrängten Umständen freilich sehr verlockende Angebot war für mich derart unerwartet und erstaunlich, dass ich den Brief verschiedene Male wieder durchlesen musste. Zuletzt kam ich fast zur Ansicht, dass der mir wildfremde Herr eine solche Verpflichtung kaum übernehmen und ausführen könnte oder wollte, dass alles vielleicht reine Vorwände wäre. Da es aber mein Grundsatz war, in meiner schlechten Lage keine Möglichkeit zurückzuweisen, die vielleicht zu meinem Wohl ausschlagen könnte, und da es mich fernerhin reizte, den Mann auf die Probe zu stellen und zu sehen, ob er selbst seine Versprechungen überhaupt ernst nähme, so schrieb ich ihm hocherfreut, dass ich sein freundliches Angebot annehme, wo es auf Manuels Wunsch und Veranlassung geschehen sei,

1933 und ihn nun bäte, bestimmte Einzelheiten geldlicher Art, festzulegen und sicherzustellen. Ich wurde absichtlich so deutlich in materieller Hinsicht, weil ich nicht im Entferntesten an die Aufrichtigkeit dieser Mitteilungen glaubte.

Wie natürlich, war mein Eindruck der richtige. Der Herr antwortete nicht wieder, schrieb aber Edel davon oder schickte ihm gar meinen Brief. Und Edel, der sich in hysterischer Hochspannung, nahm den lächerliche Affaire zum Anlass, völlig mit mir zu brechen. Er schrieb mir einen ausgesuchten Unverschämtheitsbrief, in dem er mich der Herzlosigkeit, der geschäftlich Manns und besonders einer kleinlichen und schmutzigen Gesinnung zieh, indem ich das hochherzige Beileidskundgebung von einem Freund in sein materieller Weise ausgelegt und seine Höflichkeiten angenommen hätte. In Zukunft verbitte er sich jede Korrespondenz und brach damit alle Beziehungen zu mir ab.

Eine 14-jährige enges Zusammenleben und eine wohl 20-jährige Freundschaft endeten so lächer-

1933 liebesweise wegen meiner Zustimmung zu einem mir gemachten Unterstützungsangebot, das ich selbst garnicht verlangt hatte.

Was mich bei dieser ganzen traurigen Angelegenheit nur tröstete, war, dass Edels Mutter, die ihren einzigen Jungen liebte, wie nur je eine Mutter, und selbst seine Schwestern, die ihn fast vergötterten, in dieser Sache auf meiner Seite waren. Sie fanden Edels "Handlungsweise" "übertrieben" und verstanden gleich mir nicht, dass Edel mein Vertrauen und meine Treue und Alles, was ich deinen Wünschen zum Opfer gebracht hatte, derart lohnte. Ich blieb auch in der Folge in steter Verbindung ~~mit~~ und im ~~steter~~ Briefwechsel mit seiner Mutter, die ich doch auch "Mama" nannte und seinen Schwestern bis jene (1951) starb. Mit der Schwester, [illegible] 53 [illegible]
46 [illegible]

In Argentinien, wohin er von der Standard Oil Co. in São Paulo als Kartograph geschickt war, hatte sich Edel mit einer Engländerin verlobt, die er heiratete. Die Eltern sollen recht begeistert sein. Er hatte auch

1933 einen Sohn von ihr, den er – natürlich! – Manuel nannte und
den später während des zweiten Weltkrieges eine Tante in
England betreuend zurückhielt, da die Mutter infolge
eines Unglücksfalles gestorben war, während Edel sich
zur Verwendung in Australien meldete, wo er einen klei-
nen Posten bei einer Forstverwaltung innehat. Die
Verbitterung, die ihn schon in Röntgental gefaßt
hatte, ~~schei~~ und seine Eigenbrödlerei scheinen aber nicht
abgenommen zu haben, denn seine Schwester Friedchen
schrieb mir 1950 "Edel habe es wohl ganz verlernt, von
sich zu sprechen."

Doch zurück zu meinem Rätsel. –

Da das wenige Geld, was ich von den drei Mie-
tern meiner Räume einnahm, zum Leben nicht ausreichte
und da ferner die Mieter – alles "kleine" bis "ganz kleine"
Leute das Haus verwohnten (ein Kind machte es sich
zur Aufgabe, die Tapete langsam zu entfernen) und
andere Ansprüche machten, ja, teilweise den Ver-
trag nicht hielten, z. B. den Garten verkommen ließen,
so war ich dieser Zustände durchaus müde. Es

1933 Blieb nichts anderes übrig, als das Haus zu verkaufen, um den auf ~~mich~~ mir lastenden Sorgen zu entgehen und leben zu können. Ich hatte auch schon Fühler ausgestreckt, aber, wie immer, hatte ich in geschäftlichen Dingen das größte Pech: als wir 1927 ein Haus <u>kaufen</u> wollten, war nichts zu bekommen, so dass wir mit einem Halbhaus vorlieb nehmen mussten, das wir teuer (14 000 M!) bezahlen mussten. Nunmehr, wo ich <u>verkaufen</u> wollte, gab es derart viele Angebote, dass niemand ein Halbhaus nehmen wollte. Es war da noch ein Glück, dass der Sohn des Nachbars, der die andere Hälfte des Hauses hatte, ein Herr Zeppei, sich für die meine interessierte. Er wollte aber nur 9000 Mark geben, während ich den Preis nicht unter 10 000 Mark lassen wollte. So dauerte es lange Zeit, bis wir uns einigten. Schließlich schlossen wir einen Vertrag auf 10 000 Mark ab, der eine langsame Abzahlung vorsah. Ich kündigte daraufhin allen Mietern. Brauche ich noch zu sagen, dass <u>alle</u>, aber auch alle, den letzten Monat keine

1933 Miete mehr zahlten?

Inzwischen hatte ich mich mit Zeidlers immer mehr befreundet und besonders Frau Zeidler (übrigens Rudis Stiefmutter, wie die aller übrigen Kinder) war erfreut, dass ich den Jungen unter meine Flügel nahm. So sprach ich mit ihnen darüber, dass ich mir nun wieder ein Zimmer bzw. Wohnung suchen müsste und dabei ergab es sich, dass sie bereit waren, mir den oberen Stock zu vermieten. Im Herbst sollte ich einziehen.

Da ich nun durch eine Anzahlung auf mein Haus wieder etwas mehr Geld in die Hände bekam – wenn ich es auch vorsorglich einteilte, meiner "schmutzigen" Gesinnung gemäß, wie Edel sich ausgedrückt hatte, so konnte ich dieses Jahr wieder den so lange entbehrten Erholungsaufenthalt an der See nehmen. Ich wählte diesmal zur Abwechslung Rügen – um diese größte deutsche Insel einmal kennen zu lernen – und ferner Hiddensee, von dessen Schönheit ich so viel gehört hatte. Da ich Rudi viel-

1933 mitnehmen wollte, ging es höchstens für einen Monat.

Zuerst ging es von Berlin mit der Bahn über Pasewalk nach Greifswald und von hier mit einem Dampfer der über den Greifswalder Bodden nach Thiessow, von hier gingen wir zu Fuss nach Sellin, wo wir einige Tage blieben. Von Sellin ging es weiter nach Binz. Um Zeit zu gewinnen nahmen wir hier einen Dampfer nach Sassnitz. Nun wanderten wir wieder zu Fuss durch den schönen Wald der Stubnitz nach Stubbenkammer. Es war die ganze Zeit nicht besonders schönes Wetter. Immerhin konnten wir die schönen Kreidefelsen beim Königstuhl einige Augenblicke von der Sonne beleuchtet in blendendem Weiss erstrahlend vor Augen sehen. Wie wir von hier aus an die Westküste Rügens und nach Hiddensee kamen, weiss ich nicht mehr genau. Ich glaube, es ging von Lietzow am Jasmunder Bodden durch diesen auf dem Wasserwege direkt nach Kloster auf Hiddensee, wo wir in einem Pensionshause

1933 Wohnung nahmen. Es gefiel uns hier ganz gut. Das Wetter war nur selten mal schlecht, jedenfalls gab es genügend sonnige Tage, die Rudi und mich schön braun brannten. Einmal machten wir einen Spaziergang nach Vitte südlich von Kloster. Am besten gefiel uns aber in Hiddensee der Spaziergang auf den "Dornbusch", eine 70 m hohe Erhebung mit Leuchtturm, auf der sich auch ein Kaffeehaus befindet, das sehr gute Kuchen und Torten aus Stralsund bezog. Fast täglich machten wir diesen Weg.

Die Rückreise ging zunächst mit dem Dampfer nach Stralsund. Der Markt mit dem vielgiebeligen Rathaus und der Nikolaikirche bringt eine grosse Wirkung hervor. Wir verfehlten nicht, in der berühmten Konditorei, deren Erzeugnisse wir ja schon von Hiddensee her kannten, vorzusprechen, um unseren Nachmittagskaffee dort zu nehmen. Von Stralsund fuhren wir auf dem Wasserwege – um die See noch etwas zu geniessen – nach Stettin.

Hier in Stettin kam ich nicht ganz an mit meinem

1933 Geldern. Ich hatte nun für jede Sache einen bestimmten Posten, den (dies möchte ich Etat nennen) unter keinen Umständen überschritten werden durfte. Diese rigorose Einteilung hat mir auch stets geholfen, trotz der geringen mir zur Verfügung stehenden Summen auszukommen und alles mir Vorgenommene auch auszuführen. Selbst Buck bewunderte später einmal, dass ich es überhaupt fertig gebracht hatte, mit so wenig Geld so viel zu machen, sogar Geschenke, (zu machen) und doch alles richtig "[illegible]". Auch auf dieser Reise war alles gut eingeteilt und so, dass uns in Stettin noch ein ganz kleiner Rest für einen Imbiss blieb. Dafür wollten wir Brot mit Würstchen essen. Wir traten also in eine Wirtschaft ein, wo prächtig grosse Würstchen, paarweise wie Frankfurter, lagen und dabei der Preis, der uns ungewöhnlich billig erschien. Da sie uns gut mundeten, bestellte ich für jeden noch ein Paar, wonach dann aber der Berechnung zufolge kein Pfennig mehr übrig blieb. Mir schwante schon, dass wir in Druck kommen würden, wenn unsere Rechnung nicht genau stimmte, d. h. wenn nicht ein Paar Würstchen, sondern je eins mit dem

1933 Preise berechnet waren, doch da wir aus Berlin es gewöhnt anders kannten, als dass ein Paar der zusammenhängenden Würstchen durch den Preis berechnet waren, nahmen wir das auch hin an, denn für 1 Würstchen wäre der Preis in der Tat recht hoch gewesen. Als dann der Kellner zur Abrechnung kam, stellte es sich heraus, dass doch nur ein Würstchen gemeint war und jetzt konnte ich nicht mehr alles aufbringen. Rudi, bei dem alle Geldsachen nach fürstlicher Manier erledigt werden mussten, war dies äusserst peinlich, doch der Kellner war anständig und verzichtete auf das von mir angebotene Pfand. So schickte ich ihm das Geld, das fehlte, aus Berlin nebst reichlichem Trinkgeld.

In Dessau wollten Rudis Eltern den Jungen persönlich in der dunkelbraunen Haut erkennen. Nachdem ich ihn da abgeliefert, fuhr ich nach Röntgental zurück.

Nun hatte ich in Hiddensee zufällig in der Zeitung gelesen, dass Hunderte von Berliner jüdischen Ärzten verhaftet wären. Ich dachte mit Schrecken gleich an meinen Freund Hanstein, von dem ich allerdings nicht sicher wusste, ob er Jude war – seine Frau war ja

1933 Jüdin gewesen und so konnte er es ja vielleicht auch sein.

Nach meiner Rückkehr telefonierte ich sofort an Haustein. Am Telefon antwortete seine Hausdame, ein Fräulein Hardt. Sie wollte aber nicht mit der Sprache heraus, wo sich Haustein befände und meinte nur, ich sollte mal hinkommen. Als ich das in den nächsten Tagen tat, erzählte sie mir von seiner Verhaftung und seinem Abtransport. Im Konzentrationslager habe sie ihn mehrfach besucht. Sie hoffte, dass er bald entlassen würde, da ihn ein in der Nähe des Olivaer Platzes wohnender Konkurrent H.'s (Hautarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten) denunziert habe, um sich von der Konkurrenz zu befreien.

Ich bangte sehr um diesen guten Menschen und fluchte, was ich konnte, auf diese Nazibande — ein Glück noch, dass alle meine Bekannten, vor allem Wissenschaftler gleicher Gesinnung waren. Um das Schicksal meines Freundes hier gleich zu beschreiben:

1933 Ich erkundigte mich von Zeit zu Zeit telefonisch, ob B. Haasters da wäre, mit negativem Erfolg. Doch nach einiger Zeit antwortete er selbst. Ich meldete mich nur an, ohne zu fragen, denn es war längst die satanische Art der Nazi bekannt, private Gespräche mitzuhören. Überhaupt war ich von der mir eigenen instinktiven Vorsicht – bis auf den Schachverein, wo ich mich immer hemmungsloser aussprach. Als ich nun in Haasters Wohnung ankam und gleich mächtig auf die barbarischen Methoden der Nazifanatiker schimpfte, war er deutlich zurückhaltend, was mich wunderte. Er hatte nämlich (das wusste ich damals noch nicht), wie so viele, beim Verlassen die lügenhafte Erklärung unterschreiben müssen, dass er vorzüglich behandelt worden war. Wiederum hielt er sich verpflichtet gegenüber diesen [illegible] Schweinehunden, die in Deutschland die Macht an sich gerissen hatten (Ich würde eine erzwungene Erklärung, ob beschworen oder nicht, niemals anerkennen). Ich erzählte ihm von meiner Vorahnung in Hildesheim, doch zeigte er mir seinen Stammbaum, der keine jüdischen

1933 Vorfahren enthielt. Als Haustein beim Abendessen einmal hinausgegangen war, klärte mich Fl. Arndt auf: ich möge ihn doch um Gottes willen nichts fragen, er sei entsetzlich behandelt worden und zwar in der Nähe der Ausstellungshalle am Lehrter Bahnhof von den entmenschten S.A.-Leuten durch Schläge auf das Hinterteil – sie selbst habe die Striemen gesehen. Ich ging innerlich empört und wutschäumend nach Hause und fragte mich, wie es möglich sein konnte, dass die Menschen und noch zu deutsche Menschen solch ein gemeines Pack waren. "Sowas in Deutschland!" murmelte ich nur entsetzt, wenn mir niemand zuhören konnte: "Sowas in Deutschland!!!"

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Nach Verlauf einiger Zeit nahm ich mir vor, Haustein wieder einmal aufzusuchen. Da bekam ich am 10 November das beigefügte Schreiben von Fl. Arndt.

Sofort eilte ich zum Olivaer Platz und in die Wohnung in der Bregenzer Str. und hörte, die S.A.-

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es ist etwas furchtbares geschehen.

Herr Dr Hainstein ist plötzlich am Samstag verstorben. Ich kann es selbst noch nicht fassen. Die Einäscherung findet morgen also Freitag den 17 November nachm. 3 Uhr im Krematorium Wilmersdorf, Berliner Str. statt.

Mit Gruß

Gertrud Arndt.

Bregenzerstr 10.

Berlin d. 16. 11. 33.

1933 Leute hätten am letzten Sonntag Hanstein erneut verhaftet. Frl. Lindt habe die Türen nicht aufgemacht und sofort an die Sicherheitspolizei telefoniert. Die sei auch gekommen, gerade, als die Nazi gewaltsam in das Zimmer eindrangen, habe aber dabei gestanden und alles geschehen lassen. Nachdem noch einige vom S.A.-Pöbel wertvolle Bücher und Einzelstücke, besonders sexuelle Dinge behandelnd, trotz ihres Protestes mitgenommen hätten, hätte man Dr. Hanstein abgeführt. Noch im Vorraum des Hauses habe er das Cyankali, das er immer mit sich führte, genommen und sei garnicht mehr ins Auto gekommen, das ihn in KZ-Lager bringen wollte.

Später, so erzählte mir Frl. Lindt, war es bekannt geworden, dass Göring den Befehl gegeben habe, alle einmal im KZ-Lager Gewesenen dort wieder hineinzuschaffen, damit sie an diesem Wahlsonntag auch "richtig" wählten, d.h. diese Blattecke, an der sie wegen deren Sorgen die Betreffenden kontrollierten.

So ist der böse Verbrecher Göring der Mör-

1933 der meines Freundes, wie er ja auch Mörder so vieler anderer, meist unschuldiger und wertschaffender deutscher Menschen war, die er in der "Deutschen Bartholomäusnacht" in Berlin "liquidieren" liess. Es ist letzten Endes gar kein Trost, dass dieser elende Feind ~~als~~ vor der ganzen Welt als der bezeichnet wurde, was er war, nämlich als Verbrecher und selber verhaftet wurde, so dass er Gift nehmen musste, um sich dem voll verdienten Erhängtwerden zu entziehen.

Ich machte dann die Einäscherung meines lieben Hausherrn mit – es war voll in ~~Friedenau~~, in Wilmersdorf – Berliner Strasse ~~[illegible]~~

Welche Wirkung die barbarischen Ungerechtigkeiten einer Pöbelregierung (ganz im Stile der Kommunisten im Osten, die sie selbst so heftig bekämpft) haben können, wie ihr Hass gegen irgend eine Klasse (oder, wie jene sagte, auch Rasse) wieder neuen Hass und neue Ungerechtigkeit erzeugen muss, zeigt ein kleines Nachspiel, das Frl. Arndt mir noch

1933 der Bestattung Hausteins erzählte. Sie schickte voraus,
dass sie jedem Nazi, dem sie eins auswischen könne,
das möglichste Herzeleid antun wolle – so sehr hasse
sie diese Bande. Sie sei z. B. neulich in dem Lokal
am Kurfürstendamm, wo sie mit Hausteins und
deren grossem Bekanntenkreise immer verkehrt
habe, gewesen, wo ein Kellner bediente, der S.A.-
Mann sei und dies auch durch sein Abzeichen osten-
tativ hervorgekehrt habe. Nachdem es aufgetragen,
habe sie den Wirt rufen lassen und behauptet, ihr
Teller wäre vom Kellner mit den Fingern berührt
und dreckig gewesen. Trotz der Beteuerung des
Kellners sei sie und ihre Bekannten (die vorher
eingeweiht) auf der Behauptung bestanden und
dem Wirt gedroht, die ganze Gesellschaft würde
sein Lokal in "Verruf" tun, wenn er den Kellner
nicht entliesse. Der Wirt habe das dann auch aus-
führen müssen, um die grosse und einflussreiche
Kundschaft nicht zu verlieren. – Zur diabolischen
Freude Frl. Arndt's.

1933 Hätten alle deutschen Frauen in gleicher oder ähnlicher Lage so gehandelt, wären die Nazi vielleicht rechtzeitig von den ihren Thronsesseln gefegt worden.

Ja – "Das ist der Fluch der bösen Tat,
dass sie fortzeugend Böses muss gebären."

Im Herbst hielt ich dann meinen Einzug in der Doernicker Chaussee bei Zeidlers. Es war der, sage und schreibe: v i e r t e Umzug in dem kurzen Zeitraum von 1½ Jahren. Und dies Schicksal für einen, der sich nach dem langen Wanderleben in den Tropen so sehr nach einem ständigen, gemütlichen Heim sehnte.

Freilich hatte ich mir mein Arbeitszimmer, das nur klein war, so nett wie es ging, eingerichtet – es hatte aber den Nachteil, dass es – wenn auch getrennt durch einen grösseren Vorgarten – nach der Strasse und nach einer ungünstigen Himmelsrichtung, also nicht nach Süden zu lag. Den Mittelraum, in dem die Eingangstür lag, trennte ich durch eine "Portiere" in einen vorne liegenden Gang zu meinem Arbeitszimmer und einen nach

1933 der Fensterseite zu liegenden schmalen Raum, in dem das Sofa und eine kleine Kochgelegenheit Platz hatte, die für besondere Fälle gedacht war (mit Spirituskocher). Nach hinten zu lag das Schlafzimmer, in dem auch Rudi schlafen musste, da sonst kein Platz für ihn war. Die Wohnung war zwar eng und durch meine Möbel beschränkt, aber Zugeständnisse konnte ich nicht mehr machen – Hauptsache, dass sie nicht zu teuer war! Schlecht war für mich Kälteempfindliche dann auch, dass mein Arbeitszimmer über einem Zimmer lag, das im Winter nicht geheizt wurde. So musste ich mir einen guten Fußsack (innen mit Schaffell) machen lassen, in den ich meine Füße setzte, wenn es zum Winter ging. Da ein eiserner Ofen, den ich außerdem noch anschaffte, das kleine Zimmer schnell erwärmte, so fror ich im Winter wenigstens nicht.

Eifriger denn je warf ich mich hier auf meine Arbeit an den Manuskripten. An dem "Lehrbuch für Völkerkunde" arbeitete ich weiter, wozu ich mir die ganze ethnologische Literatur ansehen musste. Mehr noch beschäftigte ich mich aber mit dem "Schöpfungsplan",

1933 dessen Umfang und Inhalt hier ziemlich gut festgelegt wurde. Mein Hauptthema war jetzt, die Entwicklung der Tierwelt mit dem Schema in Übereinstimmung zu bringen. Zwei Tage in der Woche arbeitete ich im grossen Saal der Staatsbibliothek, wo ich mir die ganze Literatur über Abstammungsfragen und den Darwinismus durchstudierte. Infolgedessen war ich in der Lage, die Einführung in den zweiten Abschnitt: "Lebewesenschöpfung" ziemlich fertigzustellen, so dass später nur leichte Korrekturen noch zu machen waren. Ferner bereitete ich den III Abschnitt: "Kulturenschöpfung" weitgehend vor, so dass ich einen guten Überblick über die Entwicklung der Kulturen bekam. Für die prähistorischen benutzte ich das Buch: "Weltgeschichte der Steinzeit" von Menghin, das ich mir kaufte, da es für mich die Grundlage bildete.

Nebenbei schloss ich von dem Manuskript über die "Basia" ab, an dem aber nur die formale Fassung, wie die Einteilung, herzustellen sowie eine teilweise Durchsicht des Textes zu machen war.

1933 An den "Berliner Tagen" verfehlte ich auch selten, Bekannte oder auch das Museum für Naturkunde zu besuchen, um mich mit den Herren dort, zumal Dr. Hennig zu unterhalten, auch meinen Vetter Hanne sah ich damals.

Wenn ich dann von meinen Besuchen in Berlin am Abend zurückkam, standen mir oft die Haare direkt zu Berge über das, was die Herren von politischen Geschehnissen berichteten. Vielleicht ist der Ausdruck: "Haare zu Berge stehen" nicht ganz entsprechend – ich sollte besser sagen: "das Herz schnürte sich mir zu wegen der in Deutschland unerhörten Unmenschlichkeiten der Hitlerbande usw." Leise stieg der Gedanke in mir auf: "Das muss zu einem katastrophalen Ende führen." Ach, wenn ich doch ferne von hier wäre in meinen geliebten Urwäldern der afrikanischen Zeit, wo man von Politik nichts wusste. Dann aber musste ich wieder hell auflachen über den köstlichen Humor der Berliner, über all die politischen Witze, die mir teils im Museum für Naturkunde, teils von Hanns Klackes Brüdern weiter erzählt wurden.

1933 Den alten Verkehr pflegte ich von Bernau aus weiter. Es kam auch einmal mein Vetter Hanns und die guten Riems zum Kaffee. Hin und wieder machte ich mit Hanns auch einen Ausflug, der in einem Lokal draussen in der Umgebung Berlins seinen Abschluss fand.

Mais erzählten viel von Kriegsvorbereitungen, von der unterirdischen Herstellung von Flugzeugen usw. Bei Bressers herrschte die Besorgnis vor, was bei diesen Vorgängen an Schlimmem für Deutschland herauskommen würde. Rammy hatte sich voll Grauen über den neuen Kurs in Deutschland unter die afrikanische Sonne hingesetzt – er hatte ja die allerersten Beziehungen und dadurch eine zu seinem Lebensunterhalt ausreichende, aber nicht schwierige Stellung, ich glaube in Kamerun oder dem benachbarten Nigeria bekommen. Es handelte sich wohl nur um eine Ehrenstellung, eine Art Pension, in der er dann auch nicht lange danach verstorben ist.

1934

Dieses Jahr floss eigentlich ebenso unruhig in politischer Hinsicht und ganz so arbeitsreich auf meiner Seite dahin, wie das vergangene. Die Aufregung über die Naziwirtschaft liess mich oft nicht schlafen, obwohl sich nun langsam manche Massnahmen herauskristallisierten, die ich auch begreifen konnte. Hitler hatte entschiedene Erfolge in der Aussenpolitik, indem er die rach- und habsüchtigen Feinde zu schrecken und ihnen sogar zu zähmen verstand – durch die Bedrohung neuer Aufrüstung, die unter der Decke immer mehr zunahm. Es wurde offensichtlich, dass nur die unbarmherzige Hass- und Rachepolitik der ehem. Feinde mit dem Auferlegen von Tributen nach Art der alten Babylonier das Hochkommen der Nazirichtung verschuldet hatte.

Was mich anbelangt, so war ich nun, da ich langsam das Kapital aufzehrte, in Sorge, wie ich einmal mein Leben fristen sollte, wenn es dies nicht auch

1934 endlich gelingen sollte, eine Stellung zu bekommen, d.h. den Lehrauftrag, der fast allein in Frage kam. Dass sich die frühere demokratische Regierung dafür interessiert hatte, war gerade keine Empfehlung bei den Nazi und, da ich nicht Parteigenosse war und auch nicht werden wollte, so schienen mir meine Aussichten recht trübe.

Da traf ich eines guten Tages, (im Januar) als ich von der Staatsbibliothek kam, unter den Linden den Herrn Prof. Panzer, Edels Lehrer in Geographie, bei dem wir einmal in Seoul gewesen waren. Er war von einer Expedition nach China zurückgekommen und, da er P.G. (Parteigenosse) war, hatte ihn das Kultusministerium soeben zum Ministerialrat ernannt. Ich erzählte ihm von den fruchtlosen Versuchen, einen Lehrauftrag zu bekommen, und er war sofort dafür begeistert, nachdem er gehört hatte, dass ich inzwischen meinen Dr. gemacht hatte. Ich solle, meinte er, den Antrag erneuern und er wolle sich dafür einsetzen, dass der Mi-

1934 nicht schon bewilligte. Es könne nur etwas länger dauern, da er selbst neu und viele dringliche Angelegenheiten abzuwickeln habe. Natürlich folgte ich seinem Rat und freute mich sehr über diese neue Aussicht. Mit Spannung wartete ich auf die Benachrichtigung, die Prof. Panzer mir zukommen lassen wollte.

— Es verging die erste Hälfte des Jahres unter steter Arbeit, jetzt wieder wegen der Aussicht auf den Lehrauftrag besonders an dem hierfür wichtigen Lehrbuch für Völkerkunde.

In diesem Jahr konnte ich aber einen grösseren Erfolg buchen: Die Haupt-Ergebnisse der Reise-Expedition von 1913 kamen nun endlich heraus – gewiss sehr zum Ärger der Herren in der Not-Gemeinschaft, junge Leute, die natürlich frisch gebacken und fanatische Nazi und mir noch viel weniger günstig gesinnt waren, als die alten Bürokraten. Aber die Gelder waren ja bereits auf Solf's Gründen bewilligt worden und so erschien denn in diesem Jahre ein

1934 Verlag von Strecker und Schröder – Stuttgart zuerst *Die Bafia* und die Kultur der Mittelkamerun-Bantu und ferner:

Die Baja – ein Negerstamm im mittleren Sudan. Beide: "Ergebnisse der 1913 vom Reichs-Kolonialamt ausgesandten völkerkundlichen Forschungsreise nach Kamerun" Band I.

~~Die~~ Von der Monografie über die Baja, die zwei Bände umfaßte, war nur der erste, enthaltend die materielle und seelische Kultur, herausgekommen. Um das Erscheinen des zweiten Bandes, zu dessen Herausgabe sich die Notgemeinschaft Wolf gegenüber gleichfalls verpflichtet hatte, zu beschleunigen, machte ich mich zur Not-Gemeinschaft auf, um auf schnelle Bereitstellung der Mittel zu drängen. Noch immer konnte ich Idealist den Glauben nicht aufgeben, dass die neuen Leute trotz allem zunächst auf die Mehrung von Deutschlands Ansehen in der Welt, hier auf wissenschaftlichem Gebiete, bedacht wären. Wie sehr war ich enttäuscht, als mich der maßgebende

1934 Herr der Notgemeinschaft, ein zappelhafter junger Mensch, mit Vorwürfen empfing und mich seine Wut fühlen liess, dass ich mich hinter Solf gesteckt hatte. Für koloniale Dinge könnte sich die neue Regierung überhaupt nicht interessieren, das wäre alles ganz unwichtig – sie hätten das Geld für neue wissenschaftliche Arbeiten nötig usw. Als ich ihm mit moralischen Gründen, einer "Ehrenpflicht gegen die Unternehmungen des früheren Reiches" kam, wurde er grob und derartig ausfallend, dass ich das Lokal fast fluchtartig verliess, um nicht mit ihm in Wortwechsel zu geraten.

So musste ich mich denn damit zufrieden geben, dass wenigstens zwei Bände von den Reisen erschienen und für den dritten der Druckkostenzuschuss in Aussicht gestellt war (er erschien erst 1937). Meine Freude über diesen immerhin schwer errungenen Teilerfolg wurde dadurch wesentlich gedämpft, dass diese Veröffentlichungen 14 Jahre zu spät erfolgten und das Interesse an unseren Kolonien, das unmittelbar nach dem

1934 Weltkriege wenigstens noch deutlich spürbar war, noch weiter vermindert schien. Als Kulturdokumente der sich bald sehr verändernden afrikanischen Stämme behält meine Arbeit, so hoffe ich gewiss, einen bleibenden wissenschaftlichen Wert.

Die diesjährige Sommerreise, zu der ich wiederum Rudi als Begleiter mitnahm, bildete den Lichtpunkt in dieser bedrohlichen und zerrissenen Zeit. ~~Es~~ Sie sollte diesmal zu den Nordseebädern gehen.

Vorher aber machte ich einen Besuch in Buxtehude. Ich wurde genau so freundlich aufgenommen, wie früher, fühlte ich mich doch immer als Familienmitglied. In der Angelegenheit von Edels Absage an mich waren, wie ich schon sagte, alle auf meiner Seite, besonders Mama und Friedchen. Ich glaube, Mama wusste wieder einen Ausflug zu irgendwelchen "Karpfenteichen" zu arrangieren, einem Forsthaus, wo wir bei Kaffee und Kuchen uns der alten, schönen, jetzt schon so lange zurückliegenden Zeiten erinnerten.

1934. Danach traf ich mich mit Rudi in Hamburg. Ich hatte die Absicht, das liebe Amrum einmal wiederzusehen, wo ich als Junge eine so glückliche und interessante Zeit verlebt hatte, obwohl ich dunkel ahnte, dass ich es dort längst nicht mehr so schön finden würde, wie damals. Da ich auch in Helgoland noch nie gewesen war, so wollte ich diese Felseninsel, die auf dem Wege nach Amrum liegt, gleichfalls, wenn auch nur für einige Tage, besuchen.

In Hamburg fuhren wir natürlich zu allererst nach Hagenbeck hinaus, dem Tierpark, der Rudi gleichfalls viel Freude machte. Wir aßen dort zu Mittag. Den Abend oder am nächsten Mittag speisten wir im Ratsweinkeller, wo ich Hummer bestellte. Rudi, ängstlich und misstrauisch, wie er war, schreckte die ihm unbekannte Hummergestalt ab, so dass ich ihm etwas anderes bestellte. Erst als er mich den Hummer mit Appetit verzehren sah und ich ihm eine Kostprobe gegeben hatte, kam er auf den Geschmack. Nun war es aber zu spät und ich musste ihn auf Ab-

1934 goland vertrösten.

Mit dem "Roland", einem hübschen, weissen Bäderdampfer ging es dann von Hamburg ab, die Elbe herunter und zunächst nach Helgoland. Die drei bis vier Tage, die wir dort weilten, nutzten wir gut aus: wir fahren auf die Düne, wo wir badeten, wenn auch das Wetter wenig warm war. Besonders nutzten wir aber die gute Verpflegung aus, die es dort für relativ billiges Geld gab. In einem guten Wirtshaus assen wir zuerst mal Hummer und tranken einen guten Mosel dazu u. das schmeckte jetzt Rudi auch vorzüglich. Auch sonst liessen wir uns nichts abgehen und kauften vom Besten ein. Ich verzehrte mit Genuss Kaviar, den ich lange hatte entbehren müssen. Vor den Schaufenstern der Kolonialwarenhandlungen konnte ich fast nicht wegfinden, meine Augen wurden immer grösser: "nein, wie billig!" rief ich aus. Die feinsten belgischen oder französischen Pralinen für ein Spottgeld usw. Das Wetter war zwar nur wenig sonnig, aber auch nicht kalt, so dass wir das ganze Oberland bis zum Nordhorn durchstreiften.

1934 Nur mit Wehmut schieden wir von diesem Ort, und ich bedauerte, dass ich anstatt an die Ostsee mit ihrem Sepp nicht nach Helgoland gefahren war, obgleich mir hier wieder das gemütliche Leben im Strandkorb fehlte. Auf der Düne gab es wunderbarerweise nur Zelte als Schutz gegen die Sonne.

Es ging also weiter gen Amrum. Das Wetter wurde nun allerdings bedeutend schlechter, und auf der Insel selbst blies ein derart kalter Wind, dass wir am Strande nur für kurze Zeit aushalten konnten. Ich flüchtete mich zumeist ins Zimmer. Aber abgesehen vom schlechten Wetter: — Nein, diese Enttäuschung — __diese__ Enttäuschung — Nein, nein, nein! Ich war wie ein Pudel, der ins kalte Wasser geworfen wurde — das kleine Haus, Hotel Wittdün, wo ich mit Mutter damals ein Zimmer bewohnte — __wie__ war es verändert! Es war vergrößert, es war was daran gebaut, es waren lauter Gebäude in der Nähe, die es früher nicht gegeben hatte! Der schöne, breite, reine Strand war dahin — es blieb ein schmaler Streif nur, ummauert und ohne jeden Reiz. Die natür-

1934 liche Pflanzenbedeckung war ausgerottet, vergeblich suchten meine Augen den Strandhafer, die Strandpflanzen, auf denen ich seinerzeit noch Schmetterlinge hatte tummeln sehen. Dazu hatten wir das Pech mit dem Wetter, an Baden war nicht zu denken, es tobte eine heftige See gegen die Strandmauer vor dem Hotel, vom kalten Winde heraufgepeitscht.

Als nach einer Woche noch kein besseres Wetter eintrat, so dass man wenigstens hätte Ausflüge machen können, war ich gänzlich am Ende. Nur eins gab es: Nach Hause, nach Bernau! — Wir brachen also unseren Aufenthalt ab und nahmen eine Fahrkarte nach Hamburg. Der Dampfer ging natürlich wieder über Helgoland und als wir dort ankamen, öffnete sich die Wolkendecke und die liebe Sonne strahlte, endlich, endlich warm herunter. Als wir nun die Fahrgäste in langsamer Folge in einem Boot ankommen und andere damit ans Land fahren sahen, kam uns beiden — ich glaube, Rudi zuerst, der Gedanke: „Steigen wir doch mal in Helgoland aus." Ich glaubte allerdings, dass es an

1934 spät wäre und daß kein Boot mehr anlangen würde, und Rudi meinte es auch. Fröhlich im Scherz sagten wir nur: sollte noch ein Boot kommen, so steigen wir schnell hinein! Und wirklich, es nahte noch eins – das letzte! Wir: unsere sieben Sachen nehmen und nach unten stürzen, war eins. Der Schiffsoffizier, der die Transporte überwachte, war beinahe wütend, daß wir ihn noch aufhielten, denn auf der Fahrkarte mußte die Fahrtunterbrechung vermerkt werden. Ich eilte damit die Treppe zum Boote hinab und Rudi hinter mir her – er bekam noch von dem ärgerlichen Offizier noch einen Puff mit. Jetzt waren wir beide aber höchst vergnügt über unser Abenteuer und lachten uns im Boot, das dem Lande zufuhr, einen „Kringel". So fröhlich gestimmt, betraten wir zum zweiten Mal Helgoland und jetzt bei lachender [strahlender] Sonne. Wir gedachten nun auch die Woche, die uns noch blieb, ordentlich auszunutzen, länger konnten wir nicht bleiben, da die Geldmittel bereits knapp wurden.

Und diese ganze Woche, die uns eigentlich nur

1934 der Zufall beschert hatte, blieb es das schönste
Sonnenwetter, eine prächtige Zeit zum Baden. Fast
täglich fuhren wir auf die Düne. Natürlich speis-
ten wir in den besten Wirtshäusern. Eine Mahlzeit
auf dem Oberland in einem vorzüglichen Hotel ist
mir heute noch in Erinnerung: Ich bestellte Spargel,
Prima!, wie der Berliner sagt, dazu einen französischen
Weisswein, den Rudi lieber hatte, weil der nicht so
säuerlich war wie ein Mosel- oder Rheinwein. – Es war
schon ein herrlicher Tag. Nach dem Essen spazierten
wir etwas herum und nahmen den Kaffee auf der Ter-
rasse eines Wirtshauses, von der man das Meer mit
dem Hafen sowie die Unterstadt z. T. übersah. Nie
habe ich weder vorher noch nachher so gute Butter-
kuchen gegessen wie hier – sie waren mit viel reiner
Butter gemacht (was auf dem Festland nie der Fall),
denn die Butter kostete hier, wie man uns sagte, kaum
mehr als Schmalz. Aber der materielle Genuss war
nur die Grundlage, die mich instand setzte, die
herrliche Aussicht in bester Stimmung zu geniessen.

A u s w e i s.

für Herrn Dr. Tessmann

(mit ...1.... Personen)

Dieser Ausweis berechtigt zur Teilnahme an einer Ausfahrt des Motorschiffes "Augusta" der Biologischen Anstalt.

Die Teilnahme an der Fahrt geschieht auf eigene Gefahr des Inhabers. Die Biologische Anstalt lehnt die Verantwortung für jegliche Schäden ab (Verletzungen, Schäden an der Gesundheit u.a., wie auch Beschädigung von Kleidungsstücken usw. die dem Teilnehmer während oder infolge der Mitfahrt entstehen.

Allen Anweisungen des leitenden Beamten der Biologischen Anstalt und des Schiffsführers ist unbedingt Folge zu leisten.

Sammeln, von gefangenem Tiermaterial usw. ist nicht gestattet

Fahrtag: 31. Juli 34

Preis: ~~3,00 RM für jede Person.~~ gebührenfrei

Der Fahrpreis ist an Bord an den Schigfsführer zu entrichten.

Biologische Anstalt

I. A. [signature]

1934 Kaum konnte man sich von ihr trennen. Die massi-
ven Bäderdampfer, darunter der "Roland", mit dem wir ge-
kommen, und andere Schiffe, wiegten sich auf dem klaren
Meer-wasser im herrlichsten, warmen Sonnenschein.

Das Aquarium, das wir uns beim ersten Mal
schon angesehen, besuchten wir nochmals und betrach-
teten alle die vielen Seetiere eingehend. Sehr interes-
sierten besonders die kleinen "Amphioxus" und die Schutz-
färbung der Schollen, von denen es sogar lilablaue auf
lilablauem Steinboden gab. Dann ließ ich mich dem
maßgebenden Biologen vorstellen und besorgte mir
durch ihn die Erlaubnis zu einer Fahrt mit dem Schiff
"Augusta" der Biologischen Anstalt, die Material aus
dem Meeresgrunde heraufholen sollte. Es war sehr
interessant, zu sehen, wie die Leute fischten und was
sie erbeuteten. Mit dem Inhalt des Grundnetzes:
grossen ~~Ta~~ Taschenkrebsen, Schnecken usw., wurde das
Deck geradezu überschüttet. Von den gezählten
Tieren, die sonst wieder in die See zurückgeschüt-
tet werden, konnten wir uns eine Auswahl mitneh-

1934 men, die wir noch einige Zeit in unserem Waschbecken hielten, um uns an der Vielgestaltigkeit der Seetiere zu erfreuen.

Diese Tage waren wirklich bezaubernd. Es sollten die letzten, aber genussreichen an der See sein, an meinem über alles geliebten Meer, das meine Gedanken hinwegzog, fort aus diesen wirren und düsteren Jahren, und hineinführte in die früheren, schöneren Zeiten, als ich zum ersten Afrika hinzog und dies Eiland von weitem grüsste als Deutschlands Lebewohl dem Ausreisenden und Deutschlands Willkommensgruss dem Heimkehrenden.

In Beraun ging die Arbeit weiter, teils am Lehrbuch für Völkerkunde, teils am "Schöpfungsplan". In Hinsicht auf den letzteren kam mir die ganze Bedeutung meiner wissenschaftlichen Entdeckung erst langsam zum Bewusstsein und immermehr musste ich über die Enthüllung staunen, die sich mir bot. Immer mehr sonst nur als Zufall erklärbare Zustände zeigten sich nun als aus der

1934 Zusammensetzung des Schemas hervorgehend, so z. B. vom Sonnensystem, das noch keineswegs bis in die Einzelheiten hinein festgelegt war. Viele Dinge liess ich vorläufig noch ohne Erklärung und suchte nur die Einheit auch der übrigen Schöpfungen, die der Lebewesen und die der Kulturen, zu begreifen, so dass ich sie in den Grundzügen (aber auch nur in diesen) schriftlich festlegen konnte.

1935

Meine Hoffnung, doch noch eine Stellung in Deutschland zu bekommen, wurde immer schwächer. Ich besuchte die maßgeblichen Herren, vor allem Prof. Panzer im Kultusministerium und empfand es als eine Erniedrigung, das ich das vorgeschriebene "Männchen" mit Armgruss und "Heil Hitler!" notgedrungener Weise machen musste, wenn ich vorgelassen werden wollte. Denn auch die aufsichtführenden Diener waren fanatisiert. – Leider konnte auch Prof. Panzer nie etwas Positives mitteilen: der Minister hätte sich seine Entscheidung noch vorbehalten, es seien noch so viele andere Dinge zu bearbeiten" usw. Immerhin würde meine Eingabe noch geprüft werden. Ich musste also wieder warten.

Die Arbeit über den "Schöpfungsplan" wurde jetzt intensiv gefördert. Ich hatte ja Zeit und Ruhe, dazu im Winter meinen guten, eisernen Ofen und die Zellen dicht dabei. Frau Reidler hatte näm-

1935 sich eine Kohlenhandlung aufgemacht, so dass Rudi
die Briketts nur nach oben zu tragen hatte. Ferner
hatte ich ja meinen guten, warmen Fussack.

Die Seidler'sche Katze war (ausser Rudi) der
einzige Besuch, der allerdings regelmässig kam,
da für sie allerhand abfiel. Auch brachte ich ihr
mal geräucherte Fische vom Kurfürstendamm mit und Milch
bekam sie auch noch zu trinken. So erwartete sie denn
am Abend, wenn ich von Berlin zurückkam, an meiner
Tür, Einlass heischend. Nachdem sie sich ihren Teil
einverleibt hatte, machte sie es sich auf meinem Schoss
schnurrend bequem, wenn ich in meinem Liegestuhl
mich in die alten Kameruner Reisebücher (z. B. von Buchholz)
versenkte.

In Bezug auf die diesjährige Sommerreise
hatte ich Rudi anheimgestellt, ob er an die Nordsee
oder ins Gebirge wollte. Nach einigem Schwanken ent-
schied er sich für das Neue: für's Gebirge. Ich hatte
die grösste Lust, in die Alpen u. zwar ins Allgäu zu
gehen, liess mich aber dann umsonst durch die schlimmen

1935 garnicht so sehr viel höheren Hotelpreise abschrecken (immer dieselbe "schmutzige Gesinnung", wie Edel das nannte). So kam ich auf den Böhmer Wald, wo mich vor allem der "Urwald" am Höllenbachgespreng lockte. Vorher aber wollte ich München besuchen, um wieder einmal das Deutsche Museum zu besichtigen, wo meine Eisenschmelzmodelle aufgestellt waren, die ich damals, 1928, zusammengestellt, aber nur vorläufig im Keller zusammengebaut gesehen hatte.

So fuhren wir zuerst nach München, wo wir einige Tage blieben. Natürlich war es in erster Linie das Deutsche Museum, das seine alte Anziehungskraft auf mich bewahrt hatte und auch Rudi interessierte. Auch sonst sahen wir uns viele Sehenswürdigkeiten an, und fuhren auch einmal in den Tierpark Hellabrunn, den ich noch nicht gesehen hatte. Auch zum Starnberger See machten wir einen Ausflug und badeten an dem Endpunkt in Seeshaupt.

Von München ging's zuerst mit der Bahn nach Passau. Dieses interessante Städtchen sahen wir uns

1935 gut an, waren auch auf der anderen Donauseite, von wo
man von der Höhe aus einen prachtvollen Überblick über
die Stadt genießt. Rudi wollte noch ein Bad in der
Donau nehmen, doch hätte ihn der reissende Strom
beinahe abgetrieben, so dass er etwas verdöpft ans
Ufer kam. Eigentlich sollte die Fusswanderung von
hier aus beginnen. Um indessen Zeit zu gewinnen, be-
nutzten wir die Bahnverbindung nach Freyung und
~~begaben~~ begeben uns dann erst auf die Wanderung.
Hanns Klauber, der früher mal den Böhmer Wald be-
sucht hatte, hatte mir von der guten und billigen Verpflegung
mit den vielen Forellen usw. vorgeschwärmt. Nichts
war mehr davon wahr – überall war es gleich mies, keine
Forelle haben wir bekommen, bis ich vor Ärger beschloss,
eigens deswegen ein grösseres Städtchen – ich glaube, es
war Regen – aufzusuchen, wo wir mit Ach und Krach und für
schweres Geld eine Forelle bekamen. So sehr hatten sich die
Lebensbedingungen verschlechtert infolge der vielen Fremden-
ströme der letzten Jahre. Die Natur war freilich herrlich,
der, allerdings nur kurze, Besuch im Urwaldgebiet ent-

1935 reizte mich, die Aussicht vom Arber und vom Rachel,
die wir beide bestiegen, grossartig schön, der eine See,
an dem wir vorbeikamen, lag entzückend – aber trotz recht
günstigen Wetters war das Insektenleben keineswegs beach-
tenswert, man sah nur wenig und ganz gemeine Falter –
"weil es ein Urgestein ist," sagte Hering später, "in den
Alpen wäre es anders gewesen!" Auch Pflanzen sah ich
kaum neue – nur das berühmte Reedimoos (dem Kerner
von Marilaun eine Gedenktafel gewidmet hat) war für
mich ein botanisches Erlebnis – ein freundlicher Be-
sucher zeigte es uns in der Höhe des Arber. So war die
ganze Reise für mich als Freund der Natur im Kleinen
eine Enttäuschung und ich bedauerte nachträglich im-
mer, dass ich nicht die Alpen gewählt hatte, wenn
wir auch dort vielleicht nur kürzere Zeit hätten weilen
können.

Hier im Böhmer Wald zeigte sich Reedi auch ein-
mal von seiner unverträglichen Seite. Bei einer Wegtei-
lung behauptete er entgegen meiner Karte (die er
nicht recht lesen konnte), dass wir gerade aus gehen

1935 müssten, um nach dem so bewusst genommenen Ort zu kommen und nicht links. Als ich auf dem richtigen Weg beharrte, wurde er sehr bösartig, schimpfte auf mich und behauptete, niemand könne mit mir auskommen – überhaupt wäre er lieber an die See gegangen. Vielleicht kam dies aus dem Grunde, weil er des Wanderns überdrüssig geworden war – noch jetzt in seinen dreissiger Jahren liebt er das Laufen nicht. Mir zeigte dies nur wieder, wie schwer es ist, auf Reisen einen wirklich gleichgesinnten und nicht eigensinnigen Genossen zu finden, mit dem sich Wetter und Raststrecke ohne Bitternis geniessen lassen. Die Anlagen der Menschen sind eben doch zu verschieden! In Regensburg, wo wir die grosse Orgel im Dom spielen hörten und die Walhalla bei Kelheim besichtigten, hatte die Fahrt ein Ende.

Von Dessau aus machte ich an schönen Tagen, so oft es ging, Ausflüge, vor allem nachmittags mit einem Rad, das ich mir gekauft hatte. Es war vor allem des Badens wegen, das es in der Nähe nicht gab. Meist war es am Liebnitz-See, der nächsten Gelegenheit. Als späterer Mitarbeiter kam Rudi mit, volle Sonntags, denn er war inzwischen als Lehrling in eine Druckerei eingetreten.

Teil 2.

Ein Lichtblick:

Als Sachverständiger der Berliner Bodengesellschaft für Landfragen nach Nord-Paraná und zurück.

Dezemb. 1935

Es war so Mitte Dezember 1935, als ich einmal Hanns Klacker in seinem Heim aufsuchte. Da erzählte er mir, dass er einem Bekannten, einem Direktor Neumann, von mir und meinen Reiseerlebnissen erzählt hätte und dieser Herr den Wunsch ausgesprochen hätte, mich kennen zu lernen. Er möchte mich mit Herrn Dr. Combecher, dem Direktor der Berliner Bodengesellschaft bekannt machen, der sich für eine Landerwerbung in Ost-Peru interessiere und gern über einige Fragen Auskunft gehabt hätte. Er, Hanns Klacker, solle die Zusammenkunft vermitteln. Vorgeschlagen wurde als Treffpunkt ein Restaurant ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ Bollenmüller in der Mittelstrasse, wo ich auch ebenso Hanns öfter zu essen pflegte.

Als ich dann eines Abends mit Hanns und den beiden Herren zusammenkam, hörte ich, dass es sich um ein Kolonisationsunternehmen am oberen Amazonas handelte.

Dabei fragte mich Dr. Combecher geradezu, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm und Herrn Neu-

Dezember 1935 mann nach Iquitos zu fahren – meine wissenschaft-
lichen Arbeiten könne ich doch auf dem Schiffe auch
weiterführen. Ich: "Wissen Sie – auf dem Dampfer
nehme ich mir grundsätzlich keine Arbeit vor –
die Seereise ist für mich ein Genuss, und ich würde
mit grösstem Vergnügen die Reise mit Ihnen ma-
chen – aber eins kann ich Ihnen nur sagen: Wir
kommen genau so zurück, wie wir hingefahren
sind." "Wieso?" fragte Dr. Lombecker. Ich erklärte
ihm daraufhin, dass die Amazonasgebiete kein
Kolonisationsländer wären – für Deutsche zumal nicht,
weil wegen der vielen Plagen gesundheitlich uner-
träglich und wegen der Umladungen der Produkte
sowie Zollschwierigkeiten seitens Brasiliens wirt-
schaftlich unmöglich. Es stellte sich dann heraus,
dass die beiden Herren auf den bekannten u. be-
rüchtigten "wissenschaftlichen" Hochstapler "Kapitän"
Perl hereingefallen waren, ein Mann, der vor Jahren
die Unterschriften für sein "Amazonasprogramm"
von den ersten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen

Dezember 1935. Grössen Deutschlands organisiert hatte. Nun wurden sie von mir gründlich aufgeklärt. Sie waren derart vor den Kopf geschlagen, dass sie sich nicht weiter äussern, sondern sich zunächst weiter umhören sollten. Sie würden dann weiter von sich hören lassen.

So wurde ich nochmals zu einer Zusammenkunft im selben Lokal aufgefordert. Dr. Bornteder hatte inzwischen offenbar die Bestätigung meiner Ansichten erhalten und als ich ihm erklärte, ich hielte es sogar für ein Verbrechen, Deutsche als Kolonisten an den Amazonas zu bringen, sagte er sofort: "Dasselbe hat man mir im Auswärtigen Amt, von dem ich soeben komme, auch gesagt." Da er es nach meinen früheren Erklärungen schon aufgegeben hatte, Pol's Plan, die Gegend an der Santiagomündung oberhalb des Pongo (wo ich eine ganze Zeit gesammelt hatte) zu kolonisieren, zu unterstützen, so fragte er mich jetzt geradezu, welche Gegend ich denn für die günstigste hielte, um Geld dort zu investieren. Ich sagte sofort: "Hier in Nord-Paraná", wo ich einen Bekannten, Herrn

Dezember 1935. Maack, der mir günstige Nachrichten über das betreffende Gebiet übermittelt hat. "Schön," sagte Dr. Bonteuler, "ich werde mich darüber informieren und dann würde ich weiter von ihm hören."

Direktor Neumann, übrigens ein sehr netter, natürlicher Mensch, mit dem man sich gut verstehen konnte, hatte enge Beziehungen mit der Berliner Bodengesellschaft und erklärte mir, als wir uns beide mal wieder bei Borsmüller trafen, dass die Gesellschaft wegen der politischen Lage eine grössere Investierung von Kapital im Ausland machen wollte (dass dieser Gedanke von Herrn Haberland, einem Juden, der eine maassgebende Rolle in der Bodengesellschaft spielte, ausging, wusste ich damals noch nicht). Herr Dr. Neumann meinte, dass der Kapitän Paul eine suggestive Kraft hätte, die alles in seinen Bann zöge, und wollte, ich sollte ihn einmal kennen lernen. Aber ich lehnte das gleich ab, da mir solche Typen widerwärtig sind und nichts dabei herauskommen werde, als ein scharfer Wortwechsel. Neumann

Dezember 1935. fügte hinzu, dass – wenn die Erkundigungen über die Nord-Paraná-Lande gut ausfielen, ich mit ihnen beiden als "Expert" dorthin reisen sollte.

Mir war während der ganzen Unterredungen vollends sicher geworden, dass ich einen Auftrag der Herren ohne weiteres selbst bei schlechten Bedingungen annehmen hätte und dieser als Anfang meiner dauernden Ansiedlung in Brasilien zu gelten hätte. Wie immer wusste ich in grossen Dingen – bewusst oder unbewusst – das Richtige zu treffen. In Deutschland konnte meines Bleibens nicht mehr sein. Gründe: die für mich als freien Mann unerträgliche Bedrückung durch eine totalitäre Regierung (obwohl ich persönlich nicht (oder noch nicht?) darunter zu leiden hatte), die Unwahrscheinlichkeit, dass ich als Nichtnazi noch eine Stellung bekommen könnte und drittens die kriegerischen Vorbereitungen der Regierung – die unterirdischen Flugplatzbauten usw. –, die auf einen kommenden Krieg hindeuteten (wie übrigens Vicky und Mais immer neu betonten). Einen neuen Krieg hielt ich aber für

Dezember 1935 eine kaum auszudenkbare Katastrophe. Nicht zuletzt kam bei diesen Erwägungen auch die Einsicht (hinzu), dass ich mich an das sonnenarme Klima meiner Heimat mit den so oft verregneten Sommern nie mehr ganz gewöhnen könnte, und schliesslich auch die Hoffnung, aus den armseligen Geldverhältnissen, die nun schon so lange auf mir lasteten, herauszukommen. So fieberte ich förmlich in der sehnsüchtigen Erwartung, dass sich der Plan der Bodengesellschaft verwirklichen würde und ich mit hinauskäme, um die Unternehmungen in Nord-Paraná zu leiten. Da die Herren auch Hannes versichert hatten, dass ich nicht beiseite geschoben würde, so jubelte ich in meinem Innern förmlich auf, dass die Jahre des Niederganges endlich ein Ende nehmen und ein neuer Anfang gemacht werden könne.

So feierte ich mit Hannes und einem Vetter von ihm bei Tante Lala in Zehlendorf den letzten Weihnachten in Deutschland. Wir sprachen viel von meiner Tourreise nach Brasilien und meinen Plänen

1936

1-10 Januar Gleich nach Neujahr hörte ich von Herrn Neumann, dass die Erkundigungen über die Gegend in Nord-Paraná (von der ich ja eigentlich wenig kannte, abgesehen von den allgemeinen Mitteilungen Maack's) sehr gut ausgefallen wären. Es würde sich in den nächsten Tagen entscheiden, ob der Plan verwirklicht würde, was er mir sofort mitteilen wollte. Er liess mich dann wissen, dass die Angelegenheit am 11 oder 12 Januar entschieden werden sollte.

11 Januar (Sonnab.) Neumann telegraphierte, er und Dr. Lembecke erwarteten mich Sonntag mittag im "Schwarzen Adler".

12 Januar (Sonntag) Morgens kam das Telegramm, dass die Entscheidung erst am Montag möglich, ich sollte Dienstag zum Restaurant Bollenmüller in der Mittelstrasse kommen.

13 Januar (Montag) - Also noch gewartet

14 Januar (Dienstag) - Als ich mittags bei Bollenmüller anlangte, traf ich nur Direktor Neumann, der mir mitteilte - alles wäre in Ordnung, nun sollte ich mit Dr. Lembecke allein nach Brasilien reisen, er, Neumann, Hilfe zunächst [illegible]

um die Kosten zu vermindern. Ich würde mit der "Cap Arcona" am 21. Januar von Hamburg fahren, dagegen hätte Dr. Combecher in Paris und Lissabon noch Geschäftliches zu erledigen und würde erst in Lissabon auf den Dampfer kommen. Wir gingen dann zusammen ins Büro der Berliner Siedlungsgesellschaft, wo ich von Dr. Combecher die Bedingungen hörte, Ausreise II. nebst kleinem Ausrüstungsgeld und gute Bezahlung für die Zeit meiner Tätigkeit in Brasilien. — Gott sei Dank — mir war, als ob ein schwerer Druck von mir genommen sei. — Freudigen Herzens nahm ich die Aufforderung an, mit Dr. Combecher bei Herrn Dr. Haberland zu Mittag zu essen. Wir nahmen ein ganz vorzügliches Mahl ein, tranken mit einem guten Tropfen auf das Gelingen unserer Pläne und setzten uns dann in Haberland's Klubsessel, um zu beratschlagen, was wir alles zu machen mitzunehmen hätten. Ich sollte einen Fotoapparat von Dr. Haberland bekommen, ebenfalls eine Schreibmaschine von ihm, während Dr. Combecher ein Fernglas zur Verfügung stellen wollte. Ich bekam zum Ankauf von Büchern und anderem vorläufig 50 M.

und besorgte auch alles etwas. Um 4 Uhr waren wir fertig.

Dann fuhr ich gleich nach Ristgental, um Gerhard Mai, meinem fleissigen "Assistenten", die freudige Nachricht mitzuteilen, und gleich weiter nach Bernau. Rudi freute sich riesig, umsomehr, weil er nun die Aussicht hatte, gleichfalls nach Brasilien zu kommen, was er so sehr ersehnte. Abends teilte ich auch Frau Keitel die Neuigkeit mit und kündigte die Wohnung.

15 Januar 1936 (Mittwoch). Morgens zuerst in Bernau die Passangelegenheit geregelt, wozu ich aufs Rathaus musste. Die Passbilder besorgte ich in Berlin in der Nähe des Stettiner Bahnhofes, dann das Gesundheitsattest durch den Kreisarzt am Friedrich Carls-Ufer. Dann wieder nach Bernau, wo ich Führungszeugnis und Pass ausgehändigt bekam. ~~Nach~~ Mittags fuhr ich mit Lembecke in seinem Auto zuerst das brasilianische Konsulat, wo wir die Pässe einreichten, sodann ins Restaurant beim Zoo. Nach dem Essen besorgte ich Einkäufe bei der Offiziersverkaufsstelle am Zoo.

16 Januar 1936 (Donnerstag). Besorgungen. Abends bei Schlöffe.

1936

17 Januar (Freitag). Gepackt, Modell nicht in die Kisten, sondern für sich eingepackt, da es nun vorläufig auf dem Boden des Zeidlerschen Hauses liegen bleiben musste. Wieder war es viel Arbeit nutzlos vertan, dachte ich. Abends war ich mit Hanns bei Tante Lulu in Zehlendorf.

18 Januar (Sonnabend). Einkäufe in Berlin. Zum Kaffee bei Brenners, zum Abend bei Mais. Nach dem Abendessen gab ich einen Abschiedsabend für Gerhard Mai und Rudi, der sich auf hoffentlich baldiges Nachkommen hoffte.

19 Januar (Sonntag). Morgens Koffer gepackt, wobei Rudi half. Wir wurden gerade bis zum Mittagessen, um 1/2 1 Uhr, fertig. Es war das letzte gemeinsame Mahl. Als wir noch dabei saßen, kam schon der Spediteur, um die Koffer abzuholen. Nachmittags gab ich Rudi Anweisung, wie die übrigen Sachen behandelt oder verpackt werden sollten, wenn ich nicht wiederkäme (womit ich ja ziemlich sicher rechnete). Zum Kaffee waren wir unten bei Frau Zeidler. Im übrigen studierte ich den Fotoapparat mit Rudi.

20 Januar (Montag). Heute war der Reisetag, ich wollte jedoch nicht

direkt nach Hamburg fahren, sondern vorher meiner Schwester und meinem Schwager Lebewohl sagen. Deshalb fuhr ich mit dem ersten Zuge und musste daher schon um 1/2 5 Uhr aufstehen. Rudi begleitete mich zum Bahnhof. Auch Dr. Hombeder wollte hinkommen. Da er jedoch am gleichen Tage über Paris fahren wollte und sein Koffer nicht gleich ins Auto gegangen war, kam er erst spät, so dass ich in der Eile vergass, ihn ans Fernglas zu erinnern. Um 1/4 6 Uhr fuhr der Zug aus dem Lehrter Bahnhof, und ich war kurz vor Mittag in Lübeck. Am Bahnhof nahm ich ein Auto nach Margo Höhlang in der Travelmannstrasse, wo ich die Räumlichkeiten in Augenschein nahm. Dann nahm ich Mary und Erwin im selben Auto, das etwas warten musste, zum Ratsweinkeller, wo wir zusammen Mittag assen. Nach dem Essen gingen wir nach Niederegger hinüber, wo wir noch Kaffee und Kuchen nahmen. So hatte ich eine gute Gelegenheit, Erwin und Mary zu sehen und etwas mit ihnen zu plaudern – Annie war geschäftlich verhindert, hiess es.

Gegen 3 Uhr fuhr ich nach Hamburg weiter.

Als ich aus dem Wagen stieg, begrüßte mich Ernst, den ich garnicht erwartet hatte, und seine Frau Marie kam hinzu. Nachdem ich ein Zimmer im Hotel Berliner Hof genommen und meinen Handkoffer dagelassen hatte, ging ich mit Ernst zum Büro der Hamburg-Südamerikalinie, wo ich meine Fahrkarte bekam. Dann machte ich noch einige Einkäufe und ging ins Hotel zurück, wo ich mit Ernst und Marie zusammentraf, um sie in ein sehr gutes Restaurant auf der anderen Seite des Bahnhofes zu führen, das Ernst gut kannte. Ich bestellte Abendessen mit Wein. Kaum waren wir damit fertig, als alle drei Papens aus Buxtehude ankamen, Mama, Friedchen und Luischen, die ich durch das Hotel hatte benachrichtigen lassen. Wir waren dann noch ganz gemütlich beisammen. Da Mama und Friedchen am selben Abend wieder zurück sein mussten, brachten wir sie an die Bahn, während Luischen von Ernst und seiner Frau mit nach ihrem Hause genommen wurde. Sie wollte sich den Dampfer ansehen und Abschied feiern. Wilhelm begleitete mich zum Hotel – ich schlief wie ein Klotz, so müde

war ich.

21 Januar (Dienstag). Ich stand früh auf, schrieb noch an Rudi und trank Kaffee. Walter wollte mich abholen, lief aber mit halbstündiger Verspätung ein. Wir fuhren dann zur Überseebrücke, wo ich alle Formalitäten durchmachte, die aber schnell und schmerzlos erledigt wurden. Da wir nur eine kleine Summe in deutschem Geld (10 Mark) mitnehmen durften, so zahlte ich den darüber hinausgehenden Rest ein. Walter traf ich auf der anderen Seite der zum Dampfer führenden Brücke wieder. So gingen wir zusammen auf den riesigen Kasten, dem "Orcoma", zuerst in meine Kabine, dann besichtigten wir die großartigen Räumlichkeiten, die solchen in einem fürstlichen Schloss glichen. Leider war Ernst die Schuld, dass er, Marie und Luischen ganz zuletzt kamen, als der Dampfer schon abfahren sollte. Sie konnten die Einrichtung noch flüchtig sehen, auch das Schwimmbad, und waren begeistert von allem. Dann wollten wir uns noch etwas in den Rauchersaal setzen, aber schon klingelte es zum ersten Male wegen der Abfahrt. Eine Pa-

sche Sekt, die ich mit Schwierigkeiten bestellte, kam gerade in letzter Minute, so dass wir sie im Stehen leerten. Schnell wurde Abschied genommen, dann stieg ich auf das Salondeck, von wo man die Menschen auf der Landungsbrücke ganz unten stehen sah, so klein, dass man sich kaum durch Zurufe verständigen konnte. Nun löste sich auch der Dampfer von der Brücke, noch Tücherschwenken und Abschiedsrufe in die Tiefe – da ging es auch schon ab.

Es war prächtiges Wetter – viel Sonnenschein. Ich genoss es so recht, nachdem ich mich in meiner Kabine wohnlich eingerichtet hatte. Besonders blieb in meiner Erinnerung die Zeit beim ersten Mittag (9.1), während der wir in der Nähe von Glücksburg vorüberfuhren. Der Ausblick von meinem Tisch durch die grossen Fenster, die fast auf den Boden reichten, auf das besonnte Land war einfach fabelhaft. Dazu die sanfte Musik, das üppige Essen, ein guter franz. Rotwein – ich glaubte nach den langen mageren Jahren – es sei dies alles nur ein Traum. Nach dem Mittagschlaf

fiel mein Blick auf das Elbfeuerschiff 3. Spätabends verschwand der Leuchtturm von Borkum im Düstern[?]. Helgoland hatte ich nicht gesehen, weil ich gerade beim Baden war.

22. Januar (Mittwoch). In der Nacht wiegte ~~uns~~ mich das Schiff mich zu meinem Befremden ziemlich stark im Bette hin und her.

— „Hoffmanns Erzählungen" (von Offenbach) haben mich – abgesehen von der Musik – deshalb so gepackt, weil es bei manchen Beobachtungen im Leben tatsächlich so aussieht, als ob sich, ausgerechnet an entscheidender Stelle, immer wo das Böse verkörpernder[?] Feind einstellt, der einem den Erfolg zu nichte macht oder doch ~~sehr~~ aufs äußerste erschwert. Wie Hoffmann mit seinem Liebesleben, so geht es mir in geschäftlichen Dingen: ich habe da mitunter ein Pech, das nicht mehr alltäglich genannt werden kann. Über die Raffiniertheit jenes „Feindes" müsste man geradezu lachen, wirkten sich seine Machenschaften für mich nicht so verheerend aus:

Also ich spazierte diesen ersten Morgen, ungefähr die größeren[?] Aufgaben[?] an Deck herum, da kommt mir ein

Herr entgegen und, wie ich das so auf den Woermann-
dampfern gewohnt war, stellte ich mich als höflicher
Mann vor. Dieser Herr, der sich von Frieden nannte, fragte
mich denn auch gleich nach meinem Reiseziel und da
ich "Nord-Paraná" sagte, blieb er stehen, guckte mich
ganz inquisitorisch an und fragte, was ich da wollte.
Ich sagte: "Land besichtigen für Interessenten." Da setzte
er die beleidigte Miene eines Beamten auf, den man
übergangen hat: "Also Kolonisationssachen! – Davon
weiss ich ja garnichts." Ich behielt den höflichen Ton
aber bei, obwohl ich es ganz anders gehalten hätte, und
sagte nur ganz ruhig, ich wüsste ja auch von ihm wollte.
Daraufhin erklärte er mir, dass er der Leiter der amt-
lichen Stelle für Kolonisationsfragen in Süd-Brasilien
sei, die mit dem Auswärtigen Amt in Beziehung stände,
und dass ihm alle derartigen Pläne gemeldet werden
müssten. Er versuchte weiter Genaueres von mir zu er-
fahren, da aber Hr. Verbecker mir ausdrücklich befohlen
hatte, nichts Genaueres davon zu erzählen und vor allem
nicht, wer die Hintermänner wären, so liess ich den neu-

gierigen Beamten abblitzen und auf meinen Reisegefährten, der in Lissabon an Bord käme, vertrösten. Das war natürlich eine nie wieder gut zu machende Beleidigung des Herrn Beamten, die er mir schwer übelnahm und, wenn der Herr v. Freden später, als Dr. Oembecker und ich ihn dann in Londrina wiedertrafen, seine Neugier, soweit mein Gewissen dies zuliess, befriedigen konnte, so war doch zwischen uns "das Tischtuch entzwei," wie man sagt. Da ich auch nicht ahnte, dass dieser Herr alle Fäden der Kolonisationsangelegenheiten in der Hand hatte, so machte ich den Fehler, ihm an Bord wie auch später die kalte Schulter zu zeigen. So wurde dieser Herr von Freden, übrigens trotz des hochklingenden Namens, ein Deutschbrasilianer von ganz ordinärer Herkunft, (wie man schon aus der impertinenten Aufführung zu Beginn der Bekanntschaft sieht) später, als ich auswandern wollte, zum Feind Nr. 1.

Von dieser unangenehmen Begegnung, deren Tragweite ich erst wieder in Deutschland abschätzen konnte, verlief das Bordleben in gewohnter Weise, nur, dass ich

eine so fürstliche Unterbringung und Bewirtung auf dem Kamerundampfer natürlich nicht kannte, aber auch nicht eine so drittklassige Gesellschaft, von der noch die Rede sein wird. Um ½8 Uhr nahm ich das erste Frühstück ein, dann ging ich draussen spazieren. Heute vormittag kamen wir bei Sonnenschein an der französischen Küste vorbei; um ½12–12 liefen wir Boulogne an. Ich versuchte den neuen Fotoapparat und nahm ein Bild von der im Sonnenglanz vor uns liegenden Stadt. Das Wetter war so prächtig, dass man ganz gut in den Liegestühlen an Deck liegen konnte, wenigstens mit Mantel. Nach dem Essen ging die "Cap Arcona" wieder hinaus, nach England hinüber. Beim Kaffee lernte ich einen sehr netten jungen Griechen kennen, der in Hamburg gross geworden ist und nach Southampton wollte. Später, als wir beim Abendessen sassen, langten wir da an. Die Nacht verlief etwas unruhig, da die Schranktür in der Nebenkabine gegen die Zwischenwand klappte und ein sehr bedürftiger Herr auf der anderen Seite um 4 Uhr nachts seinen Ventilator anstellte.

23 Januar (Donnerstag) Um 7 Uhr aufgestanden. Gegen 8 Uhr fuhren wir dicht an der Ile de Ouessant vorbei.

24 Januar (Freitag) Morgens früh aber fuhren wir in die Bucht von Vigo ein, die aber zum größten Teil durch Wolkenfetzen und Regen verdeckt war, während die Felsen am Eingang von einer Nebel- und Regenhaube umkleidet dalagen. Im Laufe des Vormittags wurde aber die Aussicht freier, so dass ich einige Aufnahmen machen konnte. Um Mittag fuhr unser Dampfer wieder aus der Bucht.

Wir hätten heute noch Lissabon kommen sollen, aber wir waren in Vigo statt um 10 erst gegen 12 Uhr fortgekommen und konnten infolge dieser Verzögerung die Tejomündung nicht vor Einbruch der Dunkelheit erreichen. So mussten wir draussen vor der Barre zu Anker gehen und wurden die Nacht über tüchtig hin- und hergeschaukelt, da der Seegang zunahm.

25 Januar (Sonnabend). Gegen 7 Uhr fuhren wir in die Tejomündung ein und während des Frühstücks zwischen 1/2 8 u. 8 Uhr glitten die beiden Ufer des Flusses an meinem Blick vorüber. Als ich mit Essen fertig war und aufstand, waren wir schon

am Platz, wo das Schiff festmachen sollte. Es war da vor Lissabon eine lange Kaianlage geschaffen, die ich noch nicht kannte und mir das von früher her vertraute liebliche Bild der am Flusse aufgebauten Stadt verschandelte – gräßlich diese modernen Riesenanlagen, alle so häßlich wie möglich!

Dr. Combecher war noch nicht da und ich befürchtete schon, dass er irgendwo sitzengeblieben wäre. Endlich, gegen 11 Uhr, erschien er. Er hatte mächtiges Glück gehabt, dass unser Dampfer soviel Verspätung hatte und erst um 1 Uhr wieder hinausgehen sollte. Dr. Combecher war erst gestern abend in Lissabon eingetroffen, da in Spanien und Portugal überall Überschwemmungen gewesen waren wegen der vielen Regengüsse. Auch heute regnete es in Strömen. Wir beide nahmen dann zusammen das Mittag ein. Nach Tisch konnte ich noch einige Aufnahmen der entschwindenden Stadt und von Belem machen.

Als wir aus der Tejomündung austraten herrschte hohe See. Ich sah zu meinem Erstaunen und Befremden

zugleich, dass die Teppiche aufgerollt und Tische und Stühle mit Tauen zusammengebunden wurden – die Folge davon, dass man des „Luxus wegen" zuliebe die feste Verankerung der Tische und Stühle im Fussboden aufgegeben hat. In diesen alten, auf die Seefahrt zugeschnittenen Formen blieben die Räume immer gemütlich, in den neuen machten sie den Eindruck, dass Gross-Reinemachen [illegible] geworden war. Man hatte gewissermassen Stubenarrest, für viele vielleicht angebracht, da unsere „Cap Arcona" schlingerte, stampfte und rollte wie toll. Jetzt merkte ich, dass auch Riesenschiffe genau ebenso dem Wellengange ausgesetzt sind, wie kleinere – ich hätte das nicht wie für möglich gehalten. Der Kaffee musste jetzt im Speisesaal eingenommen werden (nicht in der „Halle" wie sonst), doch waren nur wenige Leute dazu erschienen.

Gegen 6 Uhr trafen wir ein kleines Dampfschiff, das einen Bagger schleppte. Letzterer hatte sich losgerissen und befand sich in Seenot. Unser Kapitän liess halten, wir setzten ein Boot aus und wollten die Leute auf den Bagger (auf Bitte des Kapitäns des Schlepp-

fess, als er zur Arcona funkte) setzten dann aber funk-
ten, es sei nicht mehr nötig. Unser Kapitän wollte
also das Boot wieder heraufnehmen lassen, aber es ging
der hochgehenden Wogen wegen nicht und so ließ er es
zurück. "Da schwimmen 5000 Mark weg" sagte Dr. Con-
becker. Dem heutigen Abendessen erschien ich auch nicht
mehr, da ich mich nicht wohl genug fühlte, sondern
legte mich zu Bett. Dr. Conbecker ging es ebenso.

26 Januar (Sonntag) Morgens ging die See immer noch recht hoch,
aber nicht ganz so schlimm wie gestern. Im Laufe des
Tages beruhigte sie sich vollends. Dr. Conbecker war
indessen auch nicht wieder besser und kam auch nicht zum
Mittagessen, sondern lag meist in seinem ~~Deck~~ Liegestuhl
an Deck.

27 Januar (Montag). Mitternacht hatten wir Madeira angelaufen
und waren gegen 3 Uhr wieder abgefahren. Ich hatte von
alledem nichts gemerkt, als nur das Tuten bei der Ab-
fahrt. Heute ist am

28 Januar (Dienstag) das eigentliche Bordleben, nur Conbecker war nicht
ganz auf der Höhe. Er blieb mit Ausnahme der Mahl-

zeiten an meinem Liegestuhl an Deck. Aber ihn beeindruckte diese erste Seefahrt über den Ozean in ganz besonderer Weise — es schien mir auch, dass er sich irgendwelche geschäftlichen Sorgen machte (was, wie sich später herausstellte, auch der Fall war).

29 Januar (Mittwoch). Morgens um 7 Uhr, als ich aufstand, lag die Hauptinsel der Kapverden, São Antão, greifbar nahe vor uns. Dr. Combeder traf ich schon an Deck. Ich machte noch schnell einige Aufnahmen. Links ragte mit mächtig steilem Abfall die Insel São ~~Miguel~~ Vicente (?) auf. Im Morgensonnenschein gewährten diese schroffen, aber gänzlich kahlen Felseninseln einen prachtvollen Anblick. Als wir gegen 8 Uhr den Kaffee einnahmen, blieb die Inselgruppe zurück und wir steuerten nun in den weiten Ozean hinein. Ich sah heute die ersten fliegenden Fische, konnte sie aber Dr. Combeder erst an einem nächsten Tage zeigen — ihn machte die Erscheinung geradezu staunen.

30, 31 Jan., 1-2 Februar. Im Atlantik.

Inzwischen war Dr. Combeder wieder ganz gesund

und wir versuchten, was auf dem Schiffe, zumal in der
Gesellschaft etwas umzusehen. Der Ton, der dort herrsch-
te, war so ganz anders, als trotz aller angeblichen Klas-
senunterschiede dort auf den Kameradendampfern.
Mit einem Gemisch von Ärger und Spott sahen wir den
Kapitän bei Tisch nur mit den englischen (oder ameri-
kanischen) Damen, zumeist offenbar der Halbwelt an-
gehörend, scharwenzeln. Mit uns gemeinen Deutschen
hat der scheinbar nur englisch sprechende Herr natürlich kein Wort
geredet. Es waren freilich nur ein paar Leute, die
man zu wirklich feiner Gesellschaft rechnen konnte.
Über den Herrn von Freden hatte ich D. Contenden schon
aufgeklärt, so dass er keinen Wert darauf legte, ihn ken-
nen zu lernen. Dagegen sahen wir einen Herrn mit einer
Dame, die uns beide sehr gefällig und nett aussahen. Wir
kamen mit ihnen ins Gespräch und es stellte sich heraus,
dass es der Probst Funke aus Porto Alegre war, der seine
junge Frau nun hinübergeholt hatte. Wir waren uns
sofort einig in der abfallenden Kritik unserer Fahrt-
genossen und auch des Salonlöwen von Kapitän. Der

DAMPFER CAP ARCONA
SPEISESAAL I. KLASSE

DAMPFER CAP ARCONA
HALLE I. KLASSE

Robert meinte, er hätte uns beide mit vielleicht noch dem einen oder anderen gleich als die einzig anständigen Leute an Bord empfunden. Wir lachten und gaben das Kompliment gleich zurück. Von nun an waren Frankes unsere einzige Bekanntschaft, mit der wir verkehrten. Wir nahmen nicht auch den Kaffee in der "Halle" zusammen ein. Dabei stellte es sich gesprächsweise heraus, dass Franke auch betreffs der Naziregierung ein- und derselben Meinung war, wie wir. [illegible] war zwar früh in die Bewegung eingetreten, hatte ihr aber mit Verachtung den Rücken gewendet, als er sah, zu welchen Mitteln die Fanatiker an der Spitze griffen. Uns beiden, wie auch Franke, wurde es angst und bange, wenn wir an Deutschlands Zukunft dachten. Franke sagte auch, dass sich unter den Stewards viele Spione befänden und deshalb sprachen wir über die politischen Dinge nur ganz leise. Die Sicht in die Zukunft, die sich aus unserer Unterhaltung ergab, erschien manchmal geradezu grauenhaft – die ganze Welt hätte ja Hitler mit seinen Judenverfolgungen und Konzentrationslagern wieder gegen Deutschland aufgebracht.

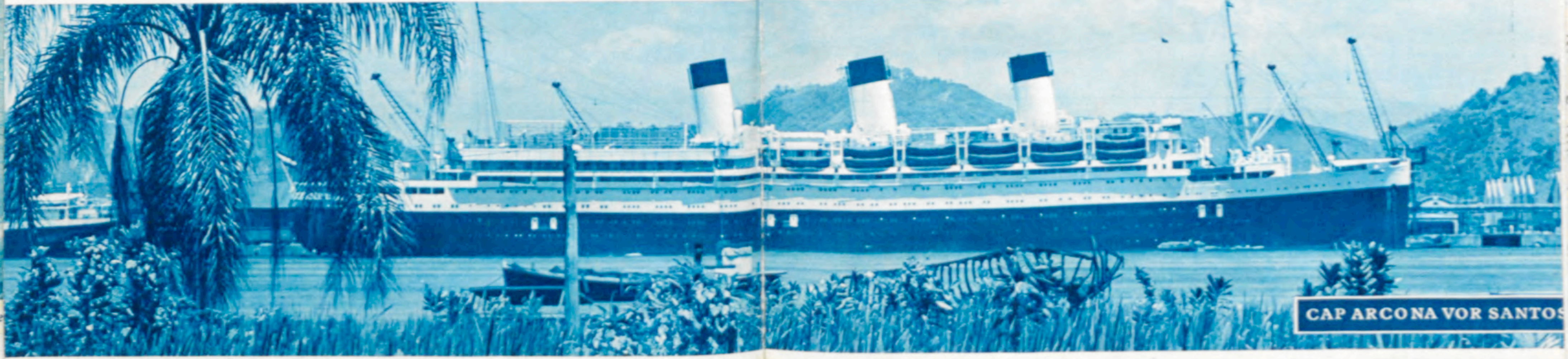
So dachte ich nun: Wie wichtig war wieder meine Intuition, die kommenden katastrophalen Folgen dieses Nazi-pöbels in Brasilien abzuwarten und nicht wieder zurückzukommen. Hoffentlich, hoffentlich ging drüben [in Paraná] alles gut.

3 Februar (Montag) Es war heute kühles und regnerisches Wetter, und ich fürchtete schon, dass es auch in Rio, wo wir morgen anlangen sollten, schlechtes Wetter sein würde.

4 Februar (Dienstag) Morgens in aller Frühe - um 5 Uhr - aufgestanden. Leider war wieder Regen und schlechtes Wetter. So war die Küstengestaltung nur teilweise und nebelhaft zu sehen. Gegen 6 Uhr fuhren wir in die Bucht von Rio ein. Die Inseln vor der Bucht waren nur einigermassen, der Zuckerhut und die höheren Berge dagegen nur teilweise oder garnicht zu sehen. Gegen 7 Uhr in Rio. Die Abfertigung dauerte lange, erst gegen 10 Uhr waren wir frei. Wir gingen mit dem Probst durch die Avenida Rio Branco bis zum Geschäft von Theodor Zille, wo er zu tun hatte. Dann fuhren wir drei im Auto zum Botanischen Garten. Ich war begeistert von der gross-

LAND-
SCHAFT
BEI RIO DE
JANEIRO

Rio de Janeiro - Avenida Niemeyer



CAP ARCONA VOR SANTOS

artigen Anlage und die beiden Herren freuten sich über meine Lust. Wir fuhren dann in einem bestellten Auto zum Mittagessen auf den Dampfer. Nachmittags um 1/2 2 begannen wir eine Autofahrt über [illegible] Corcovado, Tijuca nach der Gavea und zurück über Botafogo. Um 6 Uhr fuhr die "Cap Arcona" wieder aus. Auch jetzt noch waren leider die oberen Teile der Berge von Wolken umhüllt.

5. Februar (Mittwoch) Als ich aufwachte, waren wir schon in der Einfahrt nach Santos. Um 7 Uhr die Gepäckstücke an Land, durch den Zoll. Ein Deutscher, namens Renner, der sich die Vermittlung zum Beruf gemacht hat, half uns dabei. Mit der Strassenbahn zum Deutschen Konsulat bzw. Theodor Wille, wo das Geschäftliche erledigt. Wir vollendeten dann auf d. Omnibus Tour durch die Strassen zum Bahnhof, wo der Zug nach São Paulo pünktlich 1 Uhr 5 Min. abfuhr. Die Wagen 1. Klasse waren sehr voll, so dass die Fahrt sehr genussreich war. Zuerst ging es mit Maschine geradeaus, dann aufwärts ohne die als Zahnradbahn. Es gab prachtvolle Blicke

auf den Urwald unter uns, besonders von der Passhöhe in Alto da Serra, wo wir einige Zeit hielten. Auf der Hochebene bemerkte ich eine interessante Vegetation. Nach 2¼-stündiger Fahrt kamen wir in São Paulo an.

Obwohl einige wenige Regentropfen fielen, gingen wir zu Fuss durch die Strassen der Stadt zum Hotel, mussten jedoch kurz vorher doch ein Auto nehmen, da es anfing zu giessen. Abends holten wir unsere Regenmäntel heraus und gingen in der Stadt spazieren, um ins deutsche Restaurant "Piagemm" zu gelangen, wo wir zu Abend essen wollten. Und auch den Abstecher das Stadtleben in den Strassen "genossen".

6 Februar (Donnerstag). Morgens ging Conte der allein zur Banco Germânico, während ich an Rudi schrieb. Zum Mittag liess mein Reisegefährte mich in den "Piagemm" rufen. Er war mit seinen Geschäften zufrieden, zumal auch telegrafisch die Genehmigung vom Wirtschaftsministerium für die Geldbewilligung der Reisekosten eingetroffen war. So merkte ich, dass eigentlich garnichts vorbereitet war und wunderte mich über die Hast, in der unsere Unter-

[illegible] abgerichtet war. Nachmittags gingen wir zur "Companhia Terras Norte do Paraná", die [illegible] immer "Paraná-Plantations" nannte. Uns empfing dort ein sehr netter und entgegenkommender Engländer. Der Direktor, Mr. Thomas, befand sich in Londrina. So wollten wir morgen hinfahren. Danach gingen wir zu Theodor Wille, wo [illegible] alles wegen seiner Rückreise regelte. Abends gingen wir einen Augenblick ins Kino.

7 Februar (Freitag). Morgens zum Bahnhof Sorocabana. Fahrkarten, wenigstens für Schlafwagen, waren nicht mehr zu bekommen. Darauf zur Companhia Terras Norte, wo die Herren sofort versprachen, uns für ~~Morgen~~ den Nachtzug Karten zu besorgen, (was auch geschah). Am Nachmittag waren wir auch da und so stiegen wir um 7 Uhr abends in den Zug nach Ourinhos. Wir aßen im Speisewagen und unterhielten uns noch lange.

8 Februar (Sonnabend). Nachts wurden wir furchtbar gerüttelt, so dass ich Bauchgrimmen bekam und fast gar nicht schlief. Morgens frühstückten wir dann in dem Speisewagen bis Ourinhos,* wo wir 9^{22} ankamen und umsteigen mussten. Jetzt fuhren wir

* Siehe Karte von Nord-Parana hinter S. 334

mit der Bahn der Gesellschaft Nord Paraná (Companhia Terras Norte do P.) weiter mit einiger Verspätung. Es ging durch viele Kaffeepflanzungen und auch teilweise durch reine Urwaldstrecken, bis Londrina, wo wir 15 Uhr eintrafen. Wir fuhren mit einem Auto gleich ins Hotel Luxemburgo, das ein Luxemburger, Herr Rosenberger, mit seiner Frau, führte. Es war ein sauberes, gemütliches Haus und eine gute Verpflegung. Bei einem Spaziergang durch die Straßen, wurde mein hellgrauer Hut abgeweht und obwohl er sich nur einmal überrollte, wurde er durch die rote Erde so schmutzig, daß er trotz chemischer Reinigung in São Paulo nie wieder anständig aussehen wurde. Am Nachmittage machten wir die Bekanntschaft eines Münchners, Herrn Hahn, eines jungen Mannes mit beinahe quadratischer Schädelform und einer Redefreudigkeit, die drollig war, aber nur selten bei der Wahrheit blieb. (Ich merkte das erst später.) Herr Hahn hatte eine Fazenda, die sein Onkel ihm gekauft hatte in der Nachbarschaft von Maacks Fazenda. Mit Hahn gingen wir gegen Abend am Urwaldrand spazieren

9 Februar (Sonntag) Morgens um 10 Uhr machten wir Mr. Thomas, dem Direktor der Gesellschaft, einen Besuch. Er sprach wenig deutsch und machte verschiedene Vorschläge. Die weiteren Verhandlungen wurden bis zum Eintreffen von Dr. Schaaf, das bald erfolgen sollte, verschoben. Dieser Dr. Schauf (in Nord Paraná genannt: Dr. Schuft) war Agentur mit den ersten maßgebenden Finanzleuten in Berlin, hauptsächlich den amtlichen, verbündet und daher von grossem Einfluss (später warf sich die Gesellschaft ihm ganz an den Hals, erreichte aber nichts mehr) Nachmittags

machten
(wir auf Gesellschaftskosten eine Fahrt nach Rolandia und darüber hinaus bis Arapongas, damit Dr. Conbeder einen Eindruck vom Lande bekäme.

Im Hotel Luxemburgo trafen wir – der Teufel ist doch stets gegenwärtig – den Herrn von Freden und so kam Dr. Combeder zu seiner Bekanntschaft. Der neugierige Beamte erfuhr aber auch jetzt nichts Besonderes, da Dr. Combeder selbst noch garnichts Bestimmtes sagen konnte.

10 Februar (Montag). Morgens um 9 Uhr schickte Mr. Thomas wieder das Auto. Wir fuhren nun in die Gegend westlich und nordwestlich von Rolandia, aßen dann im Hotel Rolandia mit viel Fett und Öl Angerichtetes. Die Inspektionsfahrt führte am Nachmittag ein anderer Herr, Fröhlich mit Namen, der Vertreter der Gesellschaft war und ein sehr netter, freundlicher und gut deutsch sprechender Mann. Er brachte uns in den südwestlich angrenzenden, neu aufgemachten oder aufzumachenden Teil bis zu zwei Bächen, an denen wir viele Schmetterlinge sitzen sahen. Ich griff einige für Dr. Combeder. Dann zurück.

nach Londrina, wo wir mit v. Freden speisten (das Übel
meist unvermeidlich).

11 Februar (Dienstag). Wir hatten noch einen Tag zur Verfügung, den
wir meist auf der Veranda des Hotels, mit Familie
Behrend uns unterhaltend, verbrachten. Nachmittags
4 Uhr machten wir einen Ausflug im Auto zu einem
Wasserfall. Abends wieder lange "conversa" mit den
Gästen.

12 Februar (Mittwoch). 1/2 10 zum Bahnhof. Wir waren in ein Abteil
I Klasse gestiegen, da kam Mr. Thomas und holte uns
in den Sonderwagen der Verwaltung. Wir unterhielten
uns mit ihm noch über die Ländereien, die wir gesehen
hatten; leider war nur noch wenig frei. Dieses Land
zu untersuchen, sagte mein Schwager, wird meine erste
Arbeit sein (und das Geld, das Land zu belegen? Nachtrag)
Wir verabschiedeten uns dann von Thomas und der Zug fuhr ab.
Nach einem guten Cocktail, zu dem warme Brötchen mit
Schinken und Käse (vorzüglich) gereicht wurden, nahmen
wir Mittagessen im Sonderwagen ein. Um 16^{13} in Ourinhos
auf die São-Paulo-Bahn. Beim Umsteigen fuhr der Zug
mit solchem ich möchte sagen: Sprung an, dass die Klein-

flasche umfiel und Dr. Contenler nur mit knapper Not einem Bad entging. Auch sonst war die Rüttelei ununterbrochen und Dr. Contenler war dies äusserst peinlich, er hatte Angst vor einer Zugentgleisung. Offenbar trug der Maschinenführer, ein Neger, die Schuld, dass er mit ~~den~~ einen Fusstritt die Maschine anlaufen liess, es auch so schlecht fertig brachte, dass es einmal mit dem Zug über den Endpunkt im Bahnhof zu São Paulo hinausfuhr und erst im Kartensaal zum Stillstand kam. Nach seiner Entlassung ging es sofort besser, ich habe nie mehr solche Rüttelei durchgemacht.

13 Februar (Donnerstag) Morgens um 7^{30} trafen wir in São Paulo ein. Wir fuhren ins Hotel Terminus, wo ich mich erst einmal im Bade gründlich wusch, um die rote Erde abzuspülen, und dann umzog. Bei Hille wurde Dr. Contenlers Gepäck besorgt, dann assen wir wieder im Pinguin. Nachmittags hatten wir einen Besuch in Butantan vorgesehen. Wir fuhren mit einem Omnibus über "Pinheiros" hin. Für mich wie für Dr. Contenler war diese Anlage mit den vielen Giftschlangen hochinteressant.

Die schrecklichen Viecher lagen in Massen in ihren runden Tonkrippen und wurden von einem Diener ziemlich rücksichtslos herausgezogen und ins Freie gebracht. Ringsherum lief ein Graben, in dem die Schlangen sich aufhielten. Es traf sich sehr gut, dass wir gerade zu einer Fütterung für die Gäste der (soeben zurückgekommenen) Cap Arcona zurecht kamen. So sahen wir auch die Entnahme des Giftes. An einem besonderen Platz standen Behälter für die ungiftigen Schlangen, in einem Sonderkäfig die eine Riesenschlange von 3 m (in Berlin gibt es eine weit längere) untergebracht. Korallenschlangen gab es in einem Rundbau links vom Eingang. Leider war das Museum, das sich im Hauptgebäude befindet, geschlossen. Zum Kaffee waren wir wieder in São Paulo. Durch einen Ruf, in die Deutsche Zeitung eingerückt, zitierte ich Herrn Rädler, der in São Paulo arbeitete.

14 Februar (Freitag) Morgens traf ich Herrn Huber an, der uns nachgefolgt war, und sprach mit ihm über die Verhältnisse in Nord-Paraná. Durch d. Konsulat kam ich zu

Er amüsierte sich herzlich über Hahns Erzählung von den Caboklen u. -innen, die ihn zu einer Heirat veranlassen wollten. Dieser junge Mann ist ein geborener Witzbold, schon sein Lächeln ist ein ungewollter Scherz. Abends kam Herr Rädler und aß mit uns. Gespräch und abwechselungshalber über Geist u. Religion.

15 Februar (Sonnabend) Der Tag verlief mit Gesprächen u. Besorgungen, fast wie gestern.

16 Februar (Sonntag) Morgens um 8 Uhr kam Herr Rädler, um mich zum Besuch des Museu Ipiranga abzuholen. Wir fuhren hin, ohne es gesehen zu haben (Museum war geschlossen), aber die Anlage um das Museum ist herrlich mit dem berühmten Denkmal Don Pedro II, der Kaiser von Brasilien, der hier die Unabhängigkeit von Portugal erklärt hatte. Dies alles lohnte schon den Ausflug. Zurück fuhren wir zunächst nach Rädlers, wobei ich die schöne Alameda Don Pedro II bewundern konnte. Frau Rädler machte ein Mittag. Dann zum Hotel. 4 Uhr eine deutsche Konditorei. In den Straßen trafen wir die Faschingsnarren schon in Menge. Für den Abend hatten

wir Herrn Rädler mit Frau eingeladen u. auch Hahns nahmen daran teil.

17 Februar (Montag) Morgens um 7^10 mit dem Zug vom Nordbahnhof nach Rio. Es ging die ganze Strecke durch eine landwirtschaftlich reizvolle Gegend, so dass ich froh war, dass wir nicht den Nachtzug benutzt hatten, wie Mr. Thomas es vorgeschlagen. In Rio sollten wir ½ 7 Uhr ankommen, hatten aber starke Verspätung. Wir fuhren zum Central Hotel, wobei uns der Chauffeur noch um 5$ begaunerte. Dann machten wir uns zum Abendessen fertig. Nach Tisch hielten wir uns auf der Loggia auf, von der man einen Blick auf das vorbeiflutende festesfrohe Treiben hatten.

18 Februar (Dienstag) Morgens gleich in die Stadt, um Dr. Schauff, der mit dem italienischen Dampfer "Augustus" angekommen sein sollte, zu treffen. Nach vieler Lauferei stellte sich heraus, dass dies nicht der Fall war. So gingen wir zum Mittag in das Hotel zurück. Am Nachmittag hatte ich mit Dr. [illegible] eine lange geschäftliche Besprechung, die meine auf unser Unternehmen gesetzte Erwartung leider weiter dämpfte

Ich hatte den Eindruck, dass Dr. Kombecker nicht mit der Sprache herauswollte, obwohl ich ihn drängte, mich bestimmtes wissen zu lassen. Was da eigentlich vorlag, weshalb die Bereitwilligkeit meines Reisegenossens eine spürbare Nervosität und Unbestimmtheit in geschäftlicher Hinsicht – darüber hatte ich nur Vermutungen. Eine davon war, dass er gehofft hatte, in Paris oder Lissabon die nötigen Mittel freizumachen, ihm dies jedoch nicht gelungen sei. Ich hatte erwartet, dass, wenn das Urteil über das Land in Nord-Paraná und die ganzen Verhältnisse gut ausgefallen wären, das nötige Geld zum Ankauf von Ländereien und für den Betrieb, zum mindesten im Anfange, zur Verfügung stehe oder doch ohne Verzug gestellt würde. Wenn das Eile hatte, musste Dr. Kombecker selbst sehen, denn die "Stadtplätze" und "Landlotes" gingen ab; wir waren Semmel- und Rolandia stand noch etwas zur Verfügung, aber wir müssten gleich einschlagen, das hatte Thomas selbst betont. Aber über diesen Hauptpunkt, die Geldfrage, ging Dr. Kombecker immer hinweg, er

könne nichts bestimmtes sagen; alles würde sich ent-
scheiden, wenn der Unglück in der Hermann-Göringstrasse
(Einstürzung eines Hauses) aufgeklärt wäre, aber er hoffe,
dass er schon im nächsten Monat, vielleicht auch erst
im April die Bewerbungen anstellen könnte – ich möch-
te mich solange gedulden usw. Der Dichter Thomas wurde
von Dr. C. ein in östlichem Sinne gehaltener Brief
abgefasst. Warum musste auch diese so aussichtsreiche
Sache so wenig Fortschritte machen – fragte ich mich, als
ich im Bett lag; musste ich wirklich den bitteren Kelch
trinken, ohne eine Stellung bei der Berliner Bodengesell-
schaft ganz allein auf mich gestellt hier neu anzufangen?

19 Februar (Mittwoch). Vormittags geschrieben, dann mit Dr. Vombecker
zum Hafen gefahren, da der sein Dampfer "General Osorio"
gegen 12 Uhr abfahren sollte – es ergab sich jedoch, dass
es erst 3 Uhr werden würde. So gingen wir in ein Lokal, wo
wir Apfelsinensaft tranken. Dann fuhr ich allein ins Hotel
zum Essen und traf danach mit Dr. Vombecker wieder am
Hafen zusammen. Nachdem er die Zollformalitäten er-
füllt, begleitete ich ihn auf den Dampfer, was eigentlich

verboten war. An Bord bekam er ein Telegramm, nach dem der Prozess gegen die Gesellschaft wegen des Unglücks in der Hermann-Göringstr. eröffnet werde. Infolgedessen war Herr B. Vorbecker sehr unruhig. Ich war es auch, weil ich von Rechts wegen nicht an Bord weilen durfte. So verabschiedeten wir uns bald, ohne den üblichen Abschiedstrunk genommen zu haben. Ich ge kam unter Vorweisung des Passes glücklich wieder an Land, kaufte mir in der Stadt eine Badehose und stürzte mich nach der Rückkehr ins Hotel sofort an den kleinen Sandstrand vor dem Hause, um ein Bad im Meer zu nehmen. Von da aus sah ich gegen 1/2 5 Uhr den "General Osorio" hinausfahren. Nach dem Abendbrot spazieren.

20 Februar (Donnerstag) Morgens fuhr ich zum Botanischen Garten, wo ich zunächst den mir schon bekannten B. Kuhlmann und Herrn Brade aufsuchte. Von ihnen wurde ich dem Direktor Campos-Porto vorgestellt, der gerade ein englisches Ehepaar durch den Garten führte, dem ich mich anschloss. Vielleicht hatte Herr Brade meine Absicht,

bei den kritischen politischen Verhältnissen aus Deutschland auszuwandern u. mich hier heimisch zu machen, durch eine Verfolgung seitens der Naziregierung erklärt, jedenfalls bedauerte mich der Direktor sehr, und ich hätte von ihm in dieser seiner "Mitleidsstimmung" eine dauernde Anstellung als Botaniker im Museum des Bot. Gartens sicher erreichen können, wie mir Brade noch 1951 versicherte. Es lag in meiner bedachtsamen Natur, die sich ~~aber~~ nicht genügend botanische Fähigkeiten zutraute, und meiner Frau zu einer (bereits so gut wie aufgegebenen) Schade, dass ich diese Chance nicht benutzte, als ich mit dem Direktor alleine in seinem Arbeitszimmer war. Ich sprach lediglich über meine Absicht, in Nord-Paraná Pflanzen zu sammeln, was er natürlich gerne sah, da ich jeweils 1 Exemplar dem Botan. Garten abliefern musste. Wenn man bedenkt, dass ich später in Curitiba doch zu einem Botaniker wurde und dass eingehende Kenntnisse in dem Fache, in dem man von der Regierung angestellt wird, garnicht nötig sind u. verlangt werden, vielmehr

durch eigenes Studium und später vielleicht mit Bruders Nachhilfe erworben werden – ich weiss es heute selbst nicht ~~mehr~~, ob ich mich mehr über meine eigene Ungeschicklichkeit und Borniertheit oder über die Unzulänglichkeit des Schicksals, das mir freilich eine Stellung nicht auf dem Präsentierteller anbot, ärgern soll.

Am Nachmittage machte ich einen Ausflug auf den Zuckerhut. Zuerst hatte ich ein wenig Angst, schwindelig zu werden, aber die Aussicht von der am Seil aufwärtsstrebenden Kabine war so schön und bezaubernd, dass ich mich allein dem Genusse dieser grossartigen Landschaft hingab. Vom Halteplatz der ersten Drahtseilstrecke auf dem Vorhügel, der "Urca", ging es ein Stück zu Fuss über eine sehr fein ausgestattete Gaststätte, in der leider ein lautes Radio ertönte, zum Abfahrtsplatz der letzten, längeren Drahtseilstrecke auf den Zuckerhut selbst. Die Aussicht von hier war aber so unvergleichlich, dass einem die Worte fehlen, sie zu schildern. Nachdem ich mich von einem hier errichteten Pavillon aus lange in die Aussicht versenkt

Vista do Pão de Açucar - Rio

Foto R. Kircher

hatte, besonders nach der Seite der Guanabarabucht (an der Rio liegt) machte ich einen Spaziergang in die Anlagen unterhalb des Pavillons. Man sollte nicht denken, dass es solche Anlagen, wie die den ursprünglichen Baumwuchs ausnutzen, auf dem steilen Gipfel überhaupt gibt. Nachher ging ich wieder hinauf – es war unterdessen Nacht geworden. Als die Dunkelheit hereinbrach, flammten plötzlich alle Lichter der Stadt, die grossen Laternen am die Buchtufern auf. Es war ein feenhafter Anblick, den

21) ich lange in Schweigen versunken genoss.

Februar (Freitag) Morgens zum Museu Nacional in der Quinta da Boa Vista. Es waren recht viele ganz gute Sehenswürdigkeiten da, sonst war Gehalt und Aufstellung nur mässig. Nach dem Essen badete ich wieder am Strand vor dem Hause aus. Den Kaffee nahm ich im Hotel ein, dann besuchte ich Herrn Julius Arp. Seine Frau und auch eine weibliche Person empfingen mich höchst unfreundlich – von dieser Frau hatte ich in Berlin schon gehört, dass sie geizig genug war, um ihren Mann in Ankäufen von Schmetterlingen" u. derartigen Ausgaben möglichst zu hindern. Herr Arp, ein alter Herr,

war zugänglicher.

22 Februar (Sonnabend). Morgens zur Avenida, um mit dem Vertreter der Hamburg-Süd, Herrn Wille, wegen Passagiergeldzahlungen zu sprechen, vergeblich Stadtplan von Rio gesucht. Dann Franziskanerkloster, um Herrn Pater Thomas Borgmeier, den Wissenschaftler, besonders für Insekten interessierten Mann, zu besuchen, doch war er nicht da. Herr Kopp hatte mir ebenfalls empfohlen. Nachmittags wie immer ein Bad in der Bucht.

23 Februar (Sonntag). Im Hotel geblieben, nach Tisch wieder gebadet. Langsam nahm der Karneval seinen Anfang, den ich von der Loggia des Hotels aus betrachtete. Es fuhren einige mehr ausgeschmückte Wagen vorbei und gegen 7 Uhr hatte das Treiben seinen Höhepunkt erreicht. Ein leichter Regen verscheuchte die Leute, die erst nach dem Abendessen wieder zum Vorschein kamen.

24 Februar (Montag). Diesen Tag genau wie den gestrigen verlebt.

25 Februar (Dienstag). Morgens besuchte ich Pater Borgmeyer, mit dem ich mich lange über die hiesigen wissenschaftlichen Institute und deren hervorragendste Mitglieder [illegible]. Sonst nur wieder Bad und Karnevalsbesichtigung.

26–27 Februar (Mittwoch u. Donnerstag) Hatte noch wegen des [illegible] anhaltenden Regens Stubenarrest.

28 Februar (Freitag) Morgens besucht ich Pater Borgmeyers Insektensaal, der im Botanischen Garten liegt. Nachmittags zum Franziskanerkloster, wo Pater Borgmeyer mir sagte, er wollte wegen Rudis Einreiseerlaubnis mit den Behörden sprechen. Da ich ja in Brasilien zu bleiben gedachte, ~~betrieb~~ bereitete ich nämlich jetzt Rudis Kommen energisch vor.

29 Februar (Sonnabend) Morgens zur Bank, um ½12 mit Pater Borgmeyer getroffen, wo er meinen Pass für Daueraufenthalt und Rudis Einreiseerlaubnis in Ordnung brachte. Zum Mittag lud ich den Pater ein. Es fing leise zu regnen an, wurde aber etwas besser, so dass ich, nachdem sich der Pater verabschiedet, mit einer Strassenbahn zum Gavea fuhr. Ich ging am Berghang hoch bis zu einer schönen Aussicht auf der anderen Seite, da, wo der Weg wieder zu fallen begann.

1 März (Sonntag) Es war heute zwar sonnig, doch die Berge, zumal der Corcovado in Wolken gehüllt. Nachmittags einen Herrn, an den ich in Berlin empfohlen war, in Copacabana aufgesucht, doch vergebens.

2 März (Montag) Heute zum Botanischen Garten, um mir den Ausweis
über den wissenschaftlichen Charakter meiner Reise zu holen,
in der ich dann als wissenschaftlicher Assistent ange-
führt war. Ich brauchte diesen Ausweis für die Passfor-
malitäten. Herr Brade, den ich jetzt näher kennen lernte,
führte mich durch den Garten. Zuletzt sah ich mir das
Botanische Museum an, studierte in der Bibliothek et-
was in Martius' Flora Brasiliensis und zwar Farne und
Orchideen. Abends mit Herrn Rieth zusammen, den ich
kennen gelernt hatte.

3 März (Dienstag) Zuerst zum Kontorhaus am Hafen, um mir Fahr-
und Platzkarte nach São Paulo für morgen zu besorgen –
ich bekam jedoch nur eine für den Fünften. Dann zwei-
mal mit meinem Ausweis aufs Polizeiamt, weil ich noch
Identifikationskarte und Führungszeugnis haben musste,
dann zur Policia Central, um die Unterschrift des Chefs
Dr. Nery zu bekommen. Er war leider nicht da. Es war
ein furchtbar heißer Tag, so dass ich nachmittags fast
nur in Badehose am Strand lag. In der Nacht erfolgte
ein heftiger Regenguss.

4 März (Mittwoch) Da es den ganzen Tag regnete, blieb ich im Hotel.
Ich hörte, dass Dr. Nevva krank sei. Abends im Regen-
mantel zu Pater Borgmeyer, der das weitere besorgen
sollte.

5 März (Donnerstag) Morgens 7 Uhr ab. Vorher hatte ich noch einen
Ärger: mein bestellter Sitz "poltrona" war einfach wie-
der verkauft und da ich mit dem Schaffner nicht polemi-
sieren konnte und wollte, musste ich wieder aus dem Wagen am
Eingang die Sitznummer ändern lassen. Leider kam
ich so nicht auf die in Bezug auf die Landschaft inter-
essantere rechte Seite, die ich vorher gehabt hatte. So
saß ich zumeist im Speisewagen, indessen konnte
ich die Aussicht wenig genießen, da es immer regnete.
Abends in São Paulo eingetroffen – zum Hotel Terminus.

6 März (Freitag) Ich hörte schon vom Portier, dass eine Art Gelbfieber
im Gebiet der Paraná-See ausgebrochen sei. Dann ging
ich zum bekannten Arzt, Prof. Dr. Hasepfeld, der mir den
Gesundheitspass bestätigte. Auf Konsulat u. zur Gesellschaft
Terras Norte do Paraná.

7 März (Sonnabend) Ich hörte, dass Herr Dr. Schauff, ein Vertreter der

Landgesellschaft, morgen ankommen würde

8 März (Sonntag) Früh morgens zum Hotel Aurora, wo Dr. Sch. wohnen sollte. Ich traf ihn auch an und hatte eine längere Unterredung mit ihm, bei der sich herausstellte, dass es mit Dr. Lombeckers Plan nichts werden würde. Dr. Schauff sprach sehr abfällig von der Unternehmung, meinte, dass die ganze Sache falsch eingefädelt (weil viel Herr v. Freden übergangen war) und zu übereilt und hastig unternommen sei. Das hatte ich ja immer schon gefühlt. Freilich meinte Dr. Schauff dass ich für mein [durch die] Geld viele Vorteile bekommen würde – wie das hatte ich aber in der Eile nicht recht verstanden. Ich war einfach niedergeschmettert und glaubte nicht mehr an einen Erfolg.

9 März (Montag) Ich hatte noch eine Unterredung mit Dr. Schauff, in der er mir Hinweise auf die Kapitalsübertragung gab. So wurde ich etwas getröstet und im Hinblick auf meine persönliche Ansiedlung in Nord-Paraná hoffnungsvoller. So schrieb ich meinem Vater, dass Rudi's Kommen jetzt noch wichtiger für mich wäre, als vorher, aber das

ich zunächst einen neuen Stützpunkt für uns suchen meinte, da ich die Sache der Berliner Bodengesellschaft so gut wie aufgegeben hatte.

10 März (Dienstag) Morgens besuchte ich noch den Parque do Estado, mit dem Orchidarium. Ein deutschsprechender Beamter führte mich durch.

Um 7 Uhr abends über Ourinhos nach Londrina.

11 März (Mittwoch) Nach ziemlicher Durchschüttelung im Zuge, so dass ich kaum geschlafen hatte, kam ich in Londrina an und zwar mit einiger Verspätung. Ich war froh, denn es war im Zuge am Mittag erdrückend heiss gewesen, da man wegen des starken Funkenfluges die Fenster geschlossen halten musste.

12 März (Donnerstag) – 2 April (Freitag) Londrina.

Im Hotel Luxemburgo traf ich zu meiner Freude einen Herrn Haber, mit dem es wieder ein Plaudern ohne Ende gab.

Nach Nord-Paraná war ich gefahren, weil Dr. Tonheder einräumte, dass ich die günstigsten Ländereien sofort belegen sollte, wenn er die Geldanweisung getätigt

hätte, was auf telegrafischem Wege geschehen sollte.
Da dies, wie er hoffte, spätestens im April erfolgen würde, so wartete ich nun eine günstige Nachricht ab. Der vielmehr hoffte auf sie, wenn auch nur als eine kaum noch aussichtsreiche Möglichkeit. Indessen kam nichts, als nur Vertröstungen und auch die schwache Hoffnung schwand immer mehr.

Zugleich wartete ich angstvoll auf eine günstige Nachricht bezügl. Rudis Kommen.

Die Zeit verstrich aber und nichts kam vorwärts. Des Gelbfiebers wegen, das übrigens eine eigene Art war und bisher besonders ein großes Affensterben, aber auch Erkrankung von Menschen verursacht hatte, liess ich mich mit Hale zusammen impfen. Es wurde soviel Medizin in die Bauchgrube eingespritzt, dass wir gräulich aufschwollen. Dieser Unannehmlichkeit hatte ich mich nur unterzogen, weil ich glaubte, doch noch ins Innere, also über Rolandia nach Apucarana gehen zu müssen, um Land auszusuchen, teils für die Berliner Bodengesellschaft, teils für mich. Hätte ich gewusst

dass ich dort nur im Hotel Luxemburger [illegible] [illegible]musste, hatte ich mich vor der Trennung sehr gefürchtet.

Gegen den 20. März kam ein Luftpostbrief von Hanns Klauber, den ich mit der Verfolgung der Sache wegen Rudis Kommen betraut hatte. Er sagte darin, dass Rudis Ausreise nicht möglich wäre, weil sein Vormund dagegen sei.

Ich war fast verzweifelt über diese schlechten Nachrichten. Wenigstens konnte ich Herrn Hahn mein Leid klagen und er meinte, ich sollte nur ruhig zunächst zu ihm kommen, die Verhältnisse dort kennen lernen und dann das Weitere sehen. Daraufhin verabredete ich mit Hahn, dass er mich am 1. Mai in Leningrad abholen sollte. So war ich wenigstens über diese Aussicht froh, ahnte ich doch nicht, was für ein Taugenichts, Schaumschläger und unzuverlässiger Kerl er war. Seine Klappe war aber gross und er sprach von den Heldentaten und grossen Unternehmungen, die er auf seiner Fazenda ins Werk gesetzt hatte. Ein jüdisches Ehepaar, das auch im Hotel wohnte, war

so begeistert, dass sie mir ansprachen, wie fein ein kolossaler Kerl dieser Hitler doch sei (ich war nicht <u>ganz</u> so sicher, da ich merkte, dass er manchmal etwas den Mund etwas zu voll nahm).

Unter all den Kasten kam ich kaum zu den Kolonisten. Es blieb bei der "conversa", die Dauererscheinung wurde, auf der Veranda des Hotels. Abgesehen von einer inneren Unruhe und Gespanntheit fand ich es da aber sehr gemütlich. Ich lernte einige andere Gäste kennen, vor allem die Familie Adler, Juden, aber sehr gute und anständig denkende Leute. Wir waren sogar einmal am Geburtstag des alten Hr. Rosenberger sehr vergnügt und sangen alle möglichen Lieder. Als dabei an einer Tischrunde das Horst-Wessellied angestimmt wurde, und ich nicht mitsang, fragten Adlers, warum nicht? Ich sagte, das Lied eines Zuhälters sing ich nicht. Da klopfte Herr Adler warnend auf den Tisch und rief mich zur Ordnung. Sonst erzählte er aber eine Menge Witze, zum Teil, die die Naziregierung veralberten. So hatte ich glücklicherweise genügend Ab-

lenkung von meinen Sorgen frei.

Zuletzt packte ich drei Bücherkoffer, die ich nach Hakos Fazenda in Faxinal São Sebastião mitnehmen sollte. Ich musste dann noch nach São Paulo, um zu sehen, auf welchem Wege man meine Geldmittel nach Brasilien überweisen konnte.

3 April (Sonnabend) Morgens ab nach Ourinhos. Es wurde unterwegs sehr tüchtig heiss. Am Mittag verzehrte ich die Butterbrote, die Dona Martha (Frau Rosenberger) mir mitgegeben hatte.

4 April (Sonntag) Morgens in São Paulo angekommen. Zuerst versuchte ich sparsamkeitshalber, in einer Pension zu 10 $ täglich zu wohnen. Da es in dieser dort zu schmutzig war, zog ich in das Hotel Aurora.

5-27 April São Paulo

Ich versuchte nun, geschäftlich alles für meinen Anfang als Kolonist vorzubereiten, hatte aber ein unglaubliches Pech dabei: Als ich Herrn Rüttler, den ich natürlich wieder aufsuchte, von den Schwierigkeiten der Geldübertragung bei der Devisensperre erzählte,

meinte er, er hätte Gelegenheit durch einen Buch-
händler die Summe, die ich auf der Bank hatte,
und auch die folgenden Raten für den Verkauf des
Hauses zu einem günstigen Kurse hierher zu über-
weisen. Obwohl ich solche schwarzen Geschäfte nur un-
gern mache, so schien mir meine Zwangslage dies ein-
fach zu erfordern. Ich kannte Rädler als ordentlichen
Mann und so fand ich nichts dabei, zumal ich ja in
Brasilien bleiben wollte. So ~~telegraphierte ich~~ schrieb
ich der Deutschen Bank, mein dort liegendes Vermögen
an die von Herrn Rädler angegebene Stelle zu über-
weisen. Ich wusste aber nicht, dass diese Überwei-
sungen durch eine ganze geheime Gesellschaft von
Jüngern eines religiösen Schwärmers, namens Abdru-
schin, getätigt wurden, es sich also um eine Devisen-
schieberbande handelte. Nun kamen bald nach
meiner Ankunft, nämlich am 8. April, auch Adlers
nach, die gleichfalls im Hotel Lusora wohnten. Mit
ihnen besprach ich meine Lage und diese guten Leute
warnten mich so eindringlich davor, ganz allein über

Rudi als Hilfskraft, im Walde anzufangen. Sie zeigten sich alle beide so besorgt um mich, dass ich an diesem selben Tage, d. 8. April, beschloss, nach Deutschland zurückzukehren, um meine Geldmittel dort freizumachen und meine Sachen mitzunehmen, falls Rudi nicht doch noch kommen sollte. Da ich aber von ihm einen Luftpostbrief bekommen hatte, dass er sich unmöglich befreien konnte, umsoweniger, als seine Familie, vor allem seine Schwester Hanni dagegen waren und letztere niederträchtigerweise die andern aufhetzte. So schickte ich ein Telegramm an die Deutsche Bank, die meine briefliche Anordnung widerrief. Dies war mein Glück, denn ich sollte in Deutschland noch einen unangenehmen Zusammenstoss mit der Devisenkontrollbehörde bekommen. Die Rückreise sollte, als auch im nächsten Schreiben der Bodengesellschaft nebst Direktion stand, mit dem Dampfer "Madrid" am 27. Mai stattfinden.

Im Hotel Aurora lernte ich einen Herrn Bruno Nixdorf kennen, der ein bekannter Politiker Hoch-

Weser. Nixdorf hatte etwas in seinem Blick, das mir nicht gefiel und in der Tat war er etwas wie eine Art Hochstaplernatur. Auch sah ich in São Paulo Herrn Maack wieder, mit dem ich mich lange über die Möglichkeiten dort oben in Nord-Paraná und meine Übersiedelung nach Brasilien unterhielt. Der unangenehme Eindruck, den Nixdorf machte, verlor sich allerdings mit der Zeit. Er war ein vorzüglicher Gesellschafter und wusste Witze über Witze, aber die Witze allerdings mehr harmlose, zu erzählen. Dem wohnte auch ein Hr. Säckel, ebenfalls Jude, den ich schon in Londrina kennen gelernt hatte, bei.

Auch einige Ausflüge unternahm ich in dieser Zeit. Am 18-19 April war ich in Itaquacecetuba, wo ein Hr. Townsend wohnte, ein Spezialist von "Muscoid" (Musciden), den ich in Peru kennen gelernt und der mich in Berlin besucht hatte. Das Facendahaus, in dem er wohnte, war wunderbar schön und zweckmäßig eingerichtet und der Aufenthalt, abgesehen von seinem Englischradebrechen, ganz nett und angenehm. Am

26 April fuhr ich mit einem jüngeren Herrn, namens Hatzemann, den ich erst in der Pension kennengelernt hatte, nach dem Stausee, wo wir vor dem großen deutschen Restaurant saßen. Am

28 April (Dienstag) fuhr ich wieder nach Londrina, vor allem, um die Strecke mit Hahn zu halten, aber auch, um einige Pflanzungen, besonders Nixdorf seine (der mich eingeladen hatte) anzusehen.

29 April (Mittwoch) Um 4 Uhr nachmittags kam ich in Londrina an, wie immer halb gerädert, da ich nicht geschlafen und wenig zu essen hatte. Herr Hahn war noch nicht da. Am Abend packte ich meinen Koffer, den ich mitnehmen wollte.

30 April (Donnerstag) Zunächst gedachte ich, wie die Kolonien der Holländer näher flüchtig zu besuchen, um die Zeit bis zu Hahns Ankunft nutzbringend zu verwerten. So fuhr ich um 8 Uhr morgens ab und besuchte Herrn Nixdorf. Ich blieb bei ihm zu Mittag, nachdem er mich durch seine Fazenda geführt hatte. Nach dem Essen machten wir, Nixdorf und ich, einen Spaziergang zu Herrn Reck-Kaiser, mit dem auch Nixdorf damals noch

gut stand. Um 1/2 7 Uhr mit der "Jardineira" nach Londrina zurück. Haka war noch nicht gekommen.

1-8 Mai (Freitag) Die ersten Tage auf Haka gewartet, der bestimmt am 30 April in Londrina sein wollte. Als er am 3. Mai noch nicht da war, wurde mir klar, dass er überhaupt nicht kommen würde. Ich ärgerte mich sehr darüber, versuchte ihn aber damit zu entschuldigen, dass vielleicht von Manch gehört hätte, dass ich wieder nach Deutschland zurück wollte und er deshalb trotz der Verabredung nicht gekommen wäre. Ich beabsichtigte deshalb, gleich wieder zu Herrn Nixdorf zu fahren, der mich für länger eingeladen hatte. Leider bekam ich, weil ich mir ein Haar aus der Nase gerissen, infolge des eingedrungenen -- mit roten Stauben eine Furunkel, die der Arzt der Companhia Terras Norte, Dr. Hamada, behandeln musste, bis die Geschwulst einigermaßen zurückgegangen war.

9 Mai (Sonnabend) Obwohl ich noch immer eine recht dicke Nase hatte, fuhr ich im Verkehrsauto, Jardineira genannt

nach "Roseltental", der Fazenda Nixdorfs. Er selbst erwartete mich mit den Kindern vor dem Hause, von dem man den zur grossen Verkehrsstrasse führenden Weg übersehen konnte.

10 Mai (Sonntag) – 15 Mai (Freitag). Von Nixdorfs Besitzung aus verschaffte ich mir einen Einblick in die Wirtschaft der anderen, fast alles deutschen, Kolonisten, von denen der bedeutendste ein Herr Radtke war, der eine ~~ge~~ ziemlich grosse Besitzung hatte, doch besuchte ich auch viele Leute, die ohne grössere Mittel angefangen hatten. Ich nahm viele Bilder für die Berliner Bodengesellschaft auf. Da ein Dr. Müller, den ich bei Herrn Nixdorf kennen gelernt hatte, zufällig auch nach São Paulo fahren, so verbanden wir uns zusammen und fuhren am

16 Mai (Sonnabend) nach Londrina, um die Fahrkarten zu nehmen. Wir machten zusammen noch einen Gang zu einigen Kolonisten, die bei der Ziegelei des Herrn Hitzinger arbeiteten.

17 Mai (Sonntag). Ab nach São Paulo. Diese Reise war die beste

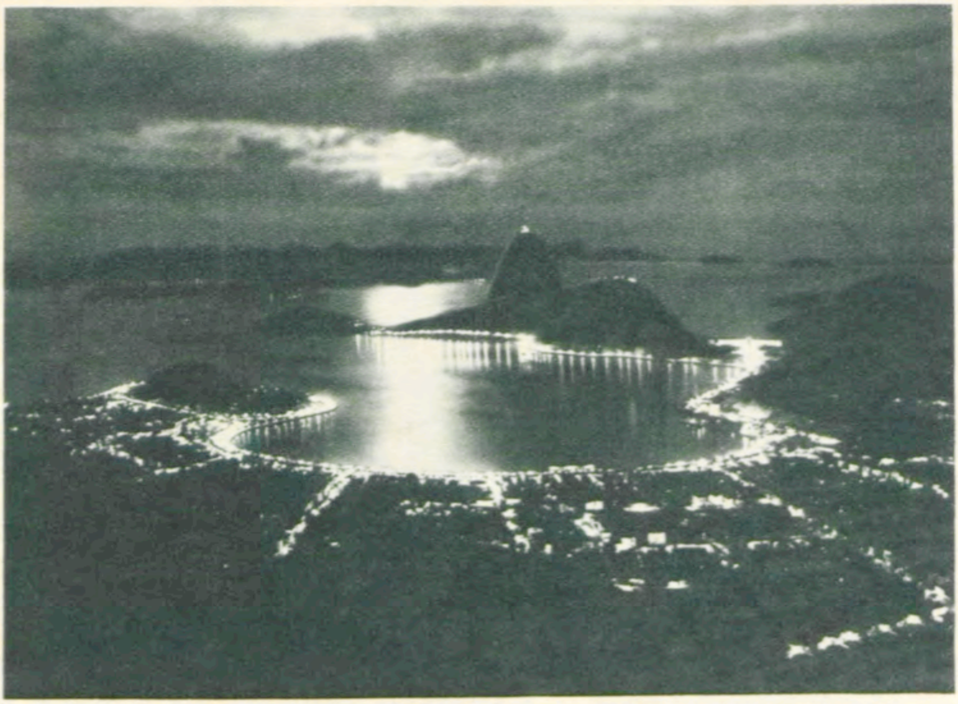
die ich auf dieser Strecke gemacht hatte. Statt des früheren sprunghaften Fahrens durch den leitersinnigen Wagen gab es ein ruhiges Gleiten. Die Unterhaltung mit meinen Reisegefährten war sehr angenehm, das Essen einfach vorzüglich, so daß Herr W. Müller es nötig fand, dem Koch seine Anerkennung auszusprechen. Auch die Nacht im Schlafwagen verbrachte ich diesmal gut.

18 Mai (Montag) Morgens in São Paulo. Mit W. Müller fuhr ich ins Hotel Aurora, wo sich unsere Wege trennten.

19-20 Mai (Mittwoch) São Paulo. Ich besorgte mir noch einen Ausweis über den wissenschaftlichen Zweck meiner späteren Aufgaben, um mir und Rudi die spätere Einreise zu erleichtern. ~~Dann besorgte ich noch verschiedene Sachen als Andenken für Rudi aus [illegible].~~

21 Mai (Donnerstag, Himmelfahrt) Morgens ganz früh zur Estação do Norte. 7 Uhr ab nach Rio, wo ich abends eintraf. Hotel ins Hotel Central und von da an den Badestrand gegenüber.

Panorama parziale della città e della baia di Rio Janeiro



Sezione panoramica della città e della baia di Rio Janeiro di notte

Avenida Beira-Mar a Rio Janeiro

Pâo d'Assucar e Monte Urca

Filovia per salire al Pâo d'Assucar

Spiaggia di Botafogo

Spiaggia di Copacabana col Grand Hotel

22 Mai (Freitag) Pater Bergmeyer besucht und Passagebilletten geregelt.

23)

23 Mai (Samstag) Morgens zum Botanischen Garten, durch den ich schlenderte. Um 11 Uhr konnte ich den Dr. Kuhlmann sprechen, den Botaniker, den ich seinerzeit in Iquitos kennen gelernt hatte. Mit ihm verabredete ich einen Ausflug auf den Corcovado für morgen.

24 Mai (Sonntag) Um 8 Uhr holte mich Dr. Kuhlmann ab. Wir fuhren im Auto bis zur ersten Station der Zahnradbahn, gingen dann zu Fuss bis zur zweiten Station Paineiras, wobei mich mein Begleiter auf viele botanische Erscheinungen aufmerksam machte. Von Paineiras fuhren wir mit der Zahnradbahn bis zum Corcovado, wo die Bahn etwas unterhalb des Gipfels endet. Dann gingen wir nach oben, wo die riesige Christusfigur steht. Man hatte da eine prächtige Aussicht. In der Halle unterhalb der Figur verzehrten wir das von Dr. Kuhlmann mitgebrachte Essen, worauf wir wieder nach Paineiras hinunterfuhren

Von hier aus machten wir einen Spaziergang am Berghang entlang in der Richtung auf Tijucas. Dr. Kuhlmann zeigte mir einen der größten Bäume in Rio's Umgebung, eine uralte "Jequitibá", Cariniana brasiliensis (Lecythidaceae), die dicht beim Hotel Paineiras steht. Dabei sahen wir eine Bande kleiner ~~Löwen~~ Krallenäffchen in den mehr vielzigeren Bäumen von Ast zu Ast springen. Vorhin zeigte mir mein Begleiter zwei Utricularia-arten. Die größte, U. longifolia, hatte in dieser Zeit keine Blüten, aber ich nahm einige mit der Wurzel heraus, um sie dem Botan. Garten in Dahlem als Geschenk zu überreichen. (Leider hielt sie trotz guter Pflege die Dampferreise nicht lange aus.) Von hier fuhren wir mit der Bahn zur Stadt und dann weiter zum Hotel, wo ich mich mit herzlichem Dank von unserem Botaniker verabschiedete.

25 Mai (Montag) Ich kaufte noch allerlei Geschenke für Rudi u. Zeillers ein, auch Ansichtspostkarten, um ihnen einen Begriff von den Schönheiten Rios zu geben. Das Land

26 Mai (Dienstag) Weiter Besorgungen und Besuch im Auswärti-
gen Amt, um Empfehlungsbrief an das brasilian.
Generalkonsulat in Berlin wegen Rückreisevisum
zu bekommen. Wurde auf Morgen vertröstet.

27. Mai (Mittwoch) Der Dampfer sollte heute gehen, doch tat
er es nicht, was gut war, da das Empfehlungsschrei-
ben von gestern erst heute nachmittag fertig wurde.
Spätnachmittags letztes Bad an der Praia Flamen-
go.

28 Mai (Donnerstag) Morgens früh an Bord der "Madrid"
mit allen meinen Sachen. Ich konnte dann noch
in die Stadt zurückgehen, um eine Probe der besten
brasilian. Früchte (so auch Papaya) einzukaufen für
die Seidlersleute. An Bord wurden sie in unserem Eis-
raum aufbewahrt, aber keine hielt sich so, dass sie
in Deutschland noch schmackhaft war. (Von der Pa-
paya hatte ich schon gehört, dass es nicht gelungen war,
eine der englischen Königin zu überbringen).

Um 1 Uhr fuhr die "Madrid" aus der
Bucht von Rio. Da ich auch jetzt wieder in brennen-
der Aufregung war, meinen [illegible] [illegible] mög-

sich endgültig nach Brasilien zu verlegen, so
faßte ich die Nachricht, daß auch Bahia ange-
laufen würde, als unangenehme Verzögerung auf.
So sicherlich arbeitete der Instinkt in mir.

29 Mai – 30 Mai (Sonnabend). Das übliche Bordleben geführt. Die
Madrid war ein netter, wenn auch kleinerer
Dampfer. Die Kabine erstklassig, die Gesellschaft
jedenfalls weit besser, als auf der Cap Arcona. Der
Ein Graf Wedel, der einen Diener mithatte, fiel ein
wenig auf, weil er nicht seinen Stand, deutscher
Gesandter in Paraguay, zu repräsentieren verstand.
Unangenehm war nur, daß der Dampfer so voll
war, daß es mir oft schwierig wurde, einen netten
Platz für meinen Liegestuhl ausfindig zu machen,
denn es waren leider auch viele Kinder da, die oft
recht die Ruhe störten.

31 Mai (Sonntag, Pfingsten). Morgens früh um 6 Uhr in die
Bucht von Bahia eingelaufen. Um 8 Uhr machte
ich einem der Familie Reitzenstein, mit der ich mich
befreundet hatte, zur Verfügung gestellten Auto in-

ihrer Begleitung eine Fahrt durch die Stadt und an der See entlang bis zur Christusstatue. Mittags um 1/2 2 Uhr fuhr der Dampfer wieder aus. Das Land blieb den ganzen Nachmittag an Backbord in Sicht.

1 Juni (Pfingstmontag). Auch heute sichtete man von Zeit zu Zeit an Backbord die brasilianische Küste. Mittags befanden wir uns [illegible] südlich von Pernambuco.

2-6 Juni (Sonnabend). Auf See. Ganz besonders nett war

dieser Reise die Feierlichkeit bei Überschreiten der Linie. Es war am 3. Juni. Die Speisefolge des Äquatorfestessens sowie verschiedene Speisekarten und die Passagierliste habe ich noch aufbewahrt.

7. Juni (Sonntag) Morgens früh kamen die Kapverden in Sicht. Wir fuhren gegen Mittag zwischen den Inseln hindurch genau wie damals mit der "Cap Arcona" und bei demselben schönen Wetter, das hier Regel zu sein scheint.

8-12 Juni (Freitag). Auf See. Es wehte in diesen Tagen schon ein recht kalter Wind.

13. Juni (Sonnabend). Genau wie damals mit der "Cap Arcona" liefen wir auch Madeira zur mitternächtlichen Stunde an und verliessen diese, für mich so erinnerungsreiche Insel vor Tagesgrauen. Als wir aber auch in Teneriffa nachts und zwar um 2 Uhr ankamen, waren alle Mitreisenden etwas ärgerlich. Trotzdem, obwohl wir um 8 Uhr morgens wieder ausfahren sollten, ging ein Teil der Passagiere an Land und kam natürlich da das Schiff ausnahmsweise pünktlich abfuhr, in

letzter Minute und einige sogar zu spät, so dass sie im Tender an Bord gefahren werden mussten. Der allerletzte war der Graf Wedel, über den viel gespöttelt wurde. Es war hier übrigens sehr kalt.

Diese ungewöhnliche Kälte im Juni machte einem die Reise nicht gerade zu einem Vergnügen. Aber einen Tag nach Überschreiten des Äquators wehte ein so kalter Wind, dass die Herren im Sommermantel an Deck kamen. Sitzen konnte man schon lange nicht mehr an Deck. Aber nach den ~~[illegible]~~ Kapverden zog man Wintermäntel an und im Rauchzimmer wurde sogar geheizt (!!!) Alles fluchte und schimpfte auf diese miserable Jahreszeit. Wir dachten, wir kommen zum Sommer nach Deutschland und nun ist es hier auf der See in den Wendekreisgegenden schon so kalt.

14 Juni (Sonntag) Um ½ 2 Uhr nachmittags (natürlich zur Zeit wie am Nachmittagsschlafe) kamen wir in La Coruña an. Es war regnerisch aber Sonnenschein heute u. die Stadt machte so einen heiteren, sauberen Eindruck.

15 Juni (Montag) Wir kamen an Kap Finisterre und Cap Ortegal vorbei, ebenfalls bei schönem Sonnenwetter, nur war es noch recht frisch. Heute wurde das Abschiedsfest gefeiert.

16 Juni (Dienstag). An Backbord war die englische Küste sichtbar. Es war herrliches Wetter, endlich einmal schön warm. Auch die französische konnte man sehen.

17 Juni (Mittwoch) Wir fuhren durch die Nordsee, ebenfalls bei prächtigem Wetter und ohne den in den nördlichen Breiten angetroffenen kalten Wind. Es begegneten uns viele Schiffe. Helgoland passierten wir am Spätnachmittag, gegen 7 Uhr kamen wir an Cuxhaven vorbei und fuhren dann die Elbe hoch, in der wir vor Anker gingen.

18 Juni (Donnerstag). Wieder das prächtigste Wetter. Ganz früh fuhren wir weiter die Elbe hoch und waren gegen 8 Uhr bei den St. Pauli-Landungsbrücken, wo wir anlegen sollten. Schon von weitem suchte ich mit dem Fernglas Rudi unter der Menschenmenge zu erkennen – er war aber nicht da. Endlich, als der Dampfer näher kam, erschien er (natürlich hatte er sich wieder verspätet). Als wir an der Brücke festgemacht hatten, und ein Strom von Besuchern aufs Schiff

quelt, kam Rudi an Bord. Mit dem Korb voll Tropenfrüchten und meinem Handkoffer gingen wir hinunter und durch den Zoll hindurch, ohne daß wir belästigt wurden. Dann fuhren wir im Auto zum Berliner Hof, wo auch bald der Kabinenkoffer ankam. Wir hatten uns viel mitzuteilen. Mittag nahmen wir im Ratsweinkeller ein, aber wir beide konnten nicht viel essen, da wir von der Wiedersehensfreude noch erregt waren. Nach Tisch fuhren wir nach Blankenese, badeten am Strande der Elbe und saßen vor einem Strandkorb. Plötzlich erschien das Luftschiff "Graf Zeppelin" und flog über uns weg. Sodann gingen wir auf den Süllberg hinauf, wo wir einige Gläser Apfelmost tranken und ~~mit dem Dampfer wieder zurück~~ [die schon fertig waren. Mit einem] Dampfer fuhren wir wieder nach Hamburg zurück.

19. Juni (Freitag) Da das Wetter so blendend schön war und auch beständig schien, beschloß ich, nicht direkt nach Berlin, sondern über Lübeck, Rostock, Stettin zu fahren und so noch ein paar Ferientage mit Rudi zu genießen. Wir fuhren also morgens nach Lübeck. Vom Bahnhof ging es im Auto zum [illegible], meinen alten

Herberge zu der Tanten Reitter. Ich meinte zunächst
einmal die Moislinger Allee hinuntergehen bis zum
Tantenheim, das ja längst in fremden Besitz war.
Dann fuhren wir bis zum Holstentor, das Rudi mit
seinem Apparat aufnahm, gingen dann über den Wall
zum Museum, das leider nicht geöffnet war. Dann
wollten wir das Rathaus besichtigen, aber auch dies
war wegen der "Nordischen Woche" geschlossen. Dann
ging's zur Schiffer-Gesellschaft, wo wir ein Glas Most
tranken. Das Mittagessen nahmen wir im Ratsweinkeller
ein. Danach fuhren wir im Motorboot nach Schwartau
hier, vor der Waldhalle, assen wir an kleinen Kaffee-
ich erinnerte mich wehmutsvoll an die alten Zeiten,
als ich als Junge mit meinen Eltern hier so oft gewesen
hatten. Wir nahmen noch ein Bad, weil in der Trave,
da es recht heiss war und fuhren mit der Strassen-
bahn nach Lübeck zurück. Dieser schöne Tag bildete
für mich den letzten in meiner Heimatstadt, die
ich – wie ich wusste – niemals* wiedersehen würde.

20 Juni (Sonntag). Nach Travemünde – welche Erinnerungen über-

* doch, 1955, aber so verändert durch Bombenzerstörungen

gen bei diesen Namen auf- [illegible] noch mitgenommen
worden. Nachdem wir morgens im Reuterkrug gemüt-
lich Kaffee getrunken und eine Abacate (Butterbrot)
verzehrt, die übrigen, welk gewordenen Früchte zu-
rückgelassen hatten, fuhren wir mit der Bahn nach Tra-
vemünde. Natürlich ging's gleich an den Strand, wo
wir einen Strandkorb nahmen und von da aus badeten.
Nach dem Essen fuhren wir in einem Omnibus nach
Scharbeutz, das ich gern auch noch ein letztes Mal
sehen wollte. Während ich in einem kleinen Strand-
häuschen Kaffee und Kuchen nahm, badete Rudi auch
hier noch mal, und wollte er gern mit einem Paddel-
boot fahren, kam aber nicht damit zurecht. Dann zurück
nach Travemünde, wo wir in der Kurhalle am Strand
ein ganz vorzügliches Abendessen einnahmen. Zurück nach Lübeck.
21 Juni (Sonntag) Früh mit dem D-Zug nach Warnemünde. Wir
nahmen da im Strandpavillon ein teures und schlechtes
Mittag und zogen dann wieder zum Baden. Der breite
Strand war aber so strahlend, dass wir die Augen
[illegible] (wobei ich mich an den Tag mit dem [illegible]

erinnerte, wo ich hier solch schlimmen Kopfweh hatte)
Auch das Baden war für mich ein Fiasko, denn das
Wasser war so kalt, dass ich mich nur mehr mit Auf-
bietung aller Willenskraft unter Wasser duckte, um
dann gleich herauszusteigen und mich anzuziehen. Es
war hier ein Gewässer ungemütlich und so war ich froh,
als wir wieder in der Bahn nach Rostock fuhren. Ich
nahm hier ein Auto, das uns durch die Stadt fuhr,
an der Universität vorbei, auf der ich meinen Dr. phil.
gemacht hatte. Alte Erinnerung u. ein stiller Dank den
wohlwollenden Professoren. Die Zeit verfliegt – es war
mir noch ~~noch~~ gegeben, alte Stätten im Fluge zum
letzten Mal zu grüssen. Auf dem Bahnhof Kaffee ge-
trunken und die langentbehrten Berliner Pfannkuchen
gegessen. Im D-Zug nach Berlin. In Bernau um 9
Uhr eingetroffen. Zuerst begrüsste uns Vera.

22 Juni (Montag). Ich fuhr sofort nach Berlin, um die Berliner
Bodengesellschaft zu ~~be~~ unterrichten. Hr. Strabecker
begrüsste mich, auch Dr. Neumann. Letzterer, der mir ja
schon brieflich sein Einverständnis mit meinem Ansicht

kommen ausgetauscht hatte, sah auch jetzt noch keine
Möglichkeit, das nötige Kapital nach Brasilien
zu transferieren, so dass ich meine Arbeit fort-
setzen könne. Ich gab den Herren am 23 Juni auch
einen mündlichen Bericht im Seehaus Sator.
Dann verfertigte ich einen schriftlichen Bericht mit
Dr. Combecher zusammen, dem meine Fotos beigefügt
wurden. Den Apparat und sonstige leihweis überlasse-
ne Sachen gab ich zurück. Dr. Combecher bezahlte
mich dann aus und erledigte die Sache in einer
sehr grosszügigen Weise. Er hoffte zwar noch,
dass mit der Zeit sich ein Weg finden lasse, die
Pläne der Gesellschaft ganz verwirklichen, aber er
stimmte vollauf mir bei, dass ich nun ganz al-
lein für mich dort anfinge. Er hatte sogar die
Liebenswürdigkeit, mir zu versprechen, die An-
Hammonie in Kontgental zu regeln, indem er
mir für die Abtretung meiner Rechte auf die Zah-
lungen des Herrn Zepper, die noch ausstanden, das
(5000 [illegible])
Geld auszahlte. Das war ein grosser Gefallen, den

es mir tat und bei meinen sowieso geringen Barmitteln von grossem Wert für mich.

So war meine Rolle als Sachverständiger für Landfragen ausgespielt – das Schicksal hatte es so gewollt. Der "Lichtblick" war leider nur vorübergehend gewesen, wenn man die Aussicht auf eine dauernde Anstellung drüben im Auge hat. Dagegen hatte ich die Zeit voll benutzt, um meine Übersiedelung mit Rudi zusammen so weit vorzubereiten und vorwärts zu treiben, wie es nur irgend ging.

Aber ich musste jetzt der bitteren Notwendigkeit ins Auge sehen, drüben ganz neu anzufangen und fühlte wohl, dass ich es als "Landwirt" furchtbar schwer haben würde, selbst, wenn Rudi mir sehr viel abnehmen würde.

Und ich musste den schwersten Entschluss fassen, der mir bevorstand: meiner Heimat für immer Lebewohl zu sagen und als "Auswanderer" in einem Lande leben, das für mich, der ich schon 52 zählte, nie eine neue Heimat werden konnte.

VIII Abschnitt. Als "Auswanderer" in Süd-Brasilien

(1936 – 1947)

Teil 1. Vorbereitungen und Ausreise nach Brasilien

23 Juni-~~August~~ 21 Oktober 1936. Diese Zeit bis zu unserer Ausreise nach Brasilien war ein einziger grosser Kampf, um mein Geld und besonders, um Rudi herauszubekommen. Der Vormundschaftsrichter wollte ihn durchaus nicht loslassen und stellte sich – offenbar von jemandem aufgehetzt, geradezu feindlich, verlangte eine Reihe von Dokumenten und, als ich die beigebracht hatte, machte er weitere Schwierigkeiten. Jetzt brachte ich Herrn Otto Zeidler (Rudis ältesten Bruder) und Frau Zeidler auf die Beine, letztere schrieb auch einen Brief an den Vormundschaftsrichter und endlich – am 2 September bekam ich die Erlaubnis des Vormundschaftsgerichts. Rudi, der schon alle Hoffnung aufgegeben, war vor Freude aus dem Häuschen und machte sich sofort fertig um ~~mit~~ den Pass zu bekommen. Er erhielt ihn auch. Von seinem Chef, dem Besitzer einer Druckerei, musste ich Rudi tatsächlich loskaufen mit 100 Mark. Am 3 September fuhren wir zur ~~ärzt~~lichen Untersuchung zum Bezirksarzt und schickten dann sofort die Pässe mit den Papieren an das Brasilianische Generalkonsulat

in Hamburg, an den ich eine Empfehlung vom Ministe-
rium des Äusseren in Rio hatte. Trotzdem ich im
Brief um möglichste Beschleunigung der Sache gebe-
ten hatte, bekamen wir erst am 11 September Nach-
richt, dass ich 20 M. als Gebühren für 2 Pässe und
noch fehlende Bilder von mir einsenden sollte.
Damit war endlich Rudi's und meine Ausreise ge-
sichert und wir fuhren am selben Tag nach Berlin
um einzukaufen. Rudi hatte sich ausgedacht,
nach Polen zu fahren, wo er Verwandte hatte, um bei
ihnen etwas Landwirtschaft zu lernen; doch muss-
ten wir noch erst auf das Eintreffen des brasiliani-
schen Visums warten. Dies erhielten wir am 21
September. So konnte Rudi, nachdem er die Ver-
wandten benachrichtigt hatte, abreisen. Statt aber
sein Versprechen auszuführen, ließ er sich dort
nur bewirten (wie er mir später selber gestand).

Inzwischen hatte ich die Transferierung des
Kapitals vorbereitet. Auch dies war ein fürchterli-
cher Kampf. Der schlimmste Feind, Fräul. Dr. L.,

was der alte Herr von Frieden bei sein [illegible],
ein Herr Meyer, der Vorsitzende der Gesellschaft für
Siedlung im Auslande, eine Stelle, durch die alle
Antröge gehen mussten. Da dieser Herr von Frieden
als Feind Nixdorfs gegen Rolândia eingenom-
men war, so war es überaus schwierig, 2000 Mark
über diese Gesellschaft zu transferieren. Durch Herrn
Gellhoff hatte ich Verbindung mit einem Herrn Regierungs-
rat Hartenstein bekommen. Jedoch konnte ich trotz
mehrfacher Vorsprache nur einen Dr. Hillmann in
der Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung im Reichs-
wirtschaftsministerium bekommen. Dieser Herr of-
fenbar aufgeklärt durch die Clique v. Friedens als
Feind Nr. 2. Er behandelte mich unter aller Kanone
und wollte die Ausfuhrerlaubnis von Geld nur für die
2000 M. aus dem Kontingent der Gesellschaft für
Siedlung im Auslande geben, für die er die Einzah-
lung an die Gesellschaft Nord-Paraná verlangte. Für
den Rest meines Vermögens wollte er nur eine Em-
pfehlung an die Golddiskontobank geben. Feind Nr. 3

von der Legationsrat Dr. Kundt, ein etwas verrückter alter Herr, der mich ebenfalls in beleidigender Weise behandelte und mir nach langem Verhandeln und viermaligem Besuch eine ganz laue Empfehlung gab, die das Vormundschaftsgericht verlangt hatte, die aber schliesslich genügte.

Eine solche aufregende Zeit habe ich auch nie in Deutschland erlebt – man sieht, welche gräßlichen Folgen Cantelers damalige Übersiedlung und das unselige Zusammentreffen mit diesem v. Freeden gehabt hatte.

Das einzig Erfreuliche war die Sympathie, die Dr. Canteler und ebenso Herr Neumann mir entgegenbrachten – wäre es doch ohne Hilfe des ersteren geradezu unmöglich gewesen, den Auswanderungsplan durchzuführen. Beide hatten übrigens Lust, sich in Nord-Paraná anzukaufen; doch scheint dies wegen der Verzögerungen momentan den zuständigen Behörden, die mir soviel Steine zwischen die Beine warfen, nicht möglich.

Natürlich nahmen auch meine alten Freunde, so Westerhöfers, Bressers, Lellstofs vielen Anteil an meinen Nöten und Rückwanderungsplänen und suchten, soweit es in ihren Kräften stand, zu helfen.

Am 16 August (Sonntag) fuhren Rudi und ich das letzte Mal zum Liebnitz-See, um zu baden. Am 29 u. 30 September lag ich krank mit Grippe zu Bett. Am 7 Okt war ich das letzte Mal bei Mais. Am 11 Okt. nahm ich von der guten Tante Lula Abschied, die bald darauf starb. Am 17 Oktober war ich nachm. bei Bressers. Am 18 Oktober gab ich (immer ich) eine Abschiedsbowle bei Zeidlers. Es fehlte nur Alfred, der sich früher schon recht feindlich unserem Plan gegenüber gezeigt hatte – er war ja Soldat und hielt unsere Auswanderung für eine Art Fahnenflucht vor dem kommenden Krieg. Unsere Reise nach Hamburg sollte am 22 Oktober losgehen. Am 20 Oktober legten wir die letzte Hand an die Kisten – es war der wichtigste Umzug mit meinem hauptsächlichsten Möbel, der am 21 Oktober vor sich ging.

22 Oktober (Donnerstag) Es war ein trüber Tag und es regnete
leise — "zum Abschiednehmen just das rechte
Wetter" — Frl. Hanni, die sich uns gegenüber so
feindselig gezeigt hatte, wenn auch versteckt — ging
an die Arbeit u. Erna wollte noch bis auf den Bahn-
hof in Bernau kommen. Das Auto hatte ich um
10 Uhr bestellt. Es brachte uns vorher noch zum
neuen Friedhof, wo Rudis Eltern begraben lagen
und wir auf jedem Grab einen Kranz niederlegten.
Herr Krausen, Hannis Verlobter, war der einzige
der Familie Zeidler, der uns auf den Lehrter Bahn-
hof brachte. Herr Neumann erschien auch und
übergab mir eine Vollmacht, für ihn Land zu
kaufen. Um 12 Uhr 32 fuhr der D-Zug nach
Hamburg, wo wir 3 Uhr 41 anlangten. Nach Ab-
wicklung der geschäftlichen Sachen im Kontor der
Hamburg-Südamerikalinie zum Berliner Hof.
Abends gingen wir in den Ufapalast, wo ein gräu-
lich geschmackloser Reiterfilm gegeben wurde.

23 Oktober (Freitag) Morgens gingen wir auf die Seewarte, [illegible]

Dampfer General San Martin - Halle der Mittelklasse, Teilansicht

ich mich mit einem liebenswürdigen Gelehrten, Herrn
Dr. Samuel Clark, über meteorologische Dinge unter-
hielt. Eine meteorologische Spezialkarte hatte ich
mitbekommen. Da der Dampfer ("General San Martin") um 11 Uhr abends
abgehen sollte, so machten wir noch einige Besor-
gungen und langweilten uns etwas. Um 8 Uhr
fuhren wir zur Überseebrücke, wo wir eine Ver-
wandte Rudis (die wir in Hamburg aufgesucht hatten)
und Herrn Otto u. seine Frau trafen. Dann kamen
die umständlichen Formalitäten an der Zollschran-
ke, wo wir eine ganze Zeit im Schwarm stehen muss-
ten. Schließlich konnte ich Pässe und Fahrkarten vor-
zeigen, musste bei der "Devisenabteilung" mein Geld
einzahlen. Wir stiegen dann den Turm hoch und gingen
über die Brücke zum Dampfer. Eine leicht nebelige Luft
lag über Hamburg, die Türme von Nicolai u. St.
Michel hoben sich etwas dunkler vom Hintergrund
ab. Die Lichter der näheren Stadt leuchteten fröh-
lich unheimlich ~~zu~~ aus dem Dunst heraus und die
[illegible] ~~[illegible]~~ [illegible] die Hochbahnwagen am Hafen

vorüber. Ich wusste, dass ich alles dies zum
letzten Male in meinem Leben sah, dass ich
meine Heimat diesmal für immer hinter mir
liess.* Bei einer Flasche deutschen Rotwein und 1
Fl. Champagner feierten wir mit Rudi den Verwand-
ten Abschied. Unser Otto war doch ein ganzer Kerl
und der vernünftigste von allen. Unsere Leute
verabschiedeten sich, als der Dampfer ausfahren wollte,
doch dauerte es noch eine ganze Zeit, ehe wir los-
kamen. Wir gingen noch etwas an Deck herum
und Rudi überkam angesichts der alten, mir so
lieben Hansestadt doch einiges Heimweh –

24 Oktober (Sonnabend). Wegen des Nebels waren wir gestern nacht
nicht weit gekommen, das Geräusch der Schraube
hörte bald auf, nachdem wir in unsere Kabine ge-
gangen waren – wir waren nur bis Blankenese
gefahren. Als wir aufstanden, konnte man das
naheliegende Ufer kaum sehen. Der Nebel lichtete
sich erst gegen ½ 11 und nun ging es weiter. Blan-
kenese versank bald im Grau, aus dem noch die

* 1955 konnte ich für etwa 6 Monate einen Besuch in Deutsch-
land machen.

Turm der Süllberge, wo wir im Juni zuletzt gegessen hatten, den Abschied winkte. An Cuxhaven, an der „Alten Liebe" glitten wir vorüber, als ich meinen geliebten Nachmittagsschlummer hielt, um ½5 sahen wir das Elbfeuerschiff 1 an Backbord zurückbleiben.

Mein liebes, altes Deutschland, lebe wohl für immer! – Helgoland haben wir nicht gesehen – köstlich die Erinnerung, die in meinem Herzen ewig bewahrt bleibt!

25 Oktober (Sonntag). Rudi weckte mich frühmorgens mit der Frage, ob ich das Schaukeln spürte. Es war nur das übliche schwache Wiegen. Wir zogen uns an, kamen aber eine Stunde zu früh zum Frühstück, da die Uhr inzwischen gestellt war. So gingen wir an Deck: da lag das Meer hellgrün und unruhig, mit starker Dünung und weißen Schaumkronen vor uns, so wie Rudi es noch nicht gesehen hatte. Er stand die See aber auch so sehr stolz und ließ sich den Gischt ins Gesicht wehen. Gegen Abend kam die Son-

zösische Küste bei Boulogne in Sicht, zunächst das Feuerschiff, dann die Leuchttürme. Beim Abendessen rollte das Schiff so stark, dass verschiedene Personen – wir zählten an 15 – den Saal verlassen mussten. Gegen 1/2 10 Uhr kamen wir vor der französischen Hafenstadt an. Später war noch Tanz, während wir uns mit Frau „Weekend" Kullmann unterhielten. Sie war aus Ijuhy (Rio Grande).

26 Oktober (Montag) Morgens war diesige Luft und etwas bewegte See bei ziemlich starkem Wind, so dass man nicht an Deck sitzen konnte – trotzdem es nicht eigentlich kalt war. Von der französischen Küste war nichts mehr zu sehen.

27 Oktober (Dienstag). In der Nacht war es sehr bewegte See gewesen. Um 2 Uhr sollten wir Cap Griz Nez bei Brest passieren und damit in die Biskaya eintreten. Heute war die Luft lind, wenn es auch teilweise noch windig und regnerisch war. So konnten wir morgens im Mantel auf dem Deckstuhl liegen, nachmittags u. abends sogar ohne den. Das Meer beruhigte sich wohl, aber die Dünung war sehr stark. Sie warf uns nach Backbord

reiten, so dass Gläser und Teller von den Tischen rutschten
und beim Abendbrot sogar ein Herr mit seinem Stuhl um-
fiel. Nachts war ziemlich klarer Himmel u. Mondenschein.
28 Oktober (Mittwoch). Heute Nacht um 2 Uhr passierten wir Cap Finis-
terre. Als wir morgens aufstanden, bemerkten wir, dass
wir unter ~~einer~~ der ewig grauen nordischen Wolkendecke
hervorkamen: es wurden blaue Löcher im grauen Tuch
sichtbar, die immer grösser wurden und gegen 1/2 11 Uhr
herrschte prachtvoller Sonnenschein, der den ganzen
Tag andauerte. Zugleich löste die Ruhe auf dem Meer das
Ungestüm der Wellen ab. Man fühlte: jetzt endlich eil-
ten wir in warmen, sonnigen Süden, so angenehm trotz
der späten Jahreszeit. Wir betrachteten mehrere Damp-
fer und Segler und einige Meeresvögel, Lummen etc.
in einiger Entfernung vom Schiff. Prachtvoll war es
heute am Bug, wo ich lange Zeit mit Rudi weilte.
29 Oktober (Donnerstag). Ganz früh, noch vor 5 Uhr, waren wir in
die Mündung des Tejo eingetreten. Wir standen schon
um 1/2 6 Uhr auf, doch war noch die Landschaft in ne-
belige Morgendämmerung gehüllt. Man sah nur die

Türme von Belem sich schwach vom Hintergrunde abzeichnen. Rudi war voll froher Erwartung. Langsam bewegte sich jetzt der Dampfer auf den Kai zu und machte dort fest, während wir eiligst das Frühstück einnahmen, um uns dann mit einem Reisegenossen, Herrn Schmeilzen, an Land zu begeben. Zuerst ging es eine Strasse hoch, in der die zweirädrigen Maultierkarren Rudis Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Noch mehr interessierten ihn die Marktweiber, die Fische in grossen, flachen Körben auf dem Kopfe trugen. Wir fuhren dann zum Kloster Belem, wo Rudi und unser Genosse noch einige Aufnahmen machten. Ein Waisenjunge führte uns dann im Innenhof herum – das Kloster wird jetzt als Waisenhaus benutzt. Dann stiegen wir eine Strasse hoch, an deren Ende ein Platz vor einem grossen Gebäude war. Von hier aus hatten wir eine schöne Aussicht auf den Tejo und die umliegenden Hügel. Uns begleiteten viele "pennys" bettelnde Junge. Ich machte mir den Spass, sie durch Augenzwinkern und Gebärden auf Rudi abzulenken, der durch diese

ungewohnte Gesellschaft in sehr peinliche und Gefühle
versetzt wurde, während ich ihn damit neckte, dass er die
beiden Engländer angesehen werden müsste. So unan-
genehm ihm alles schien, so musste er doch später selbst
darüber lachen. Wir wollten von hier eigentlich in die Stadt
spazieren, doch merkten wir, dass es doch weit war und
benutzten wieder die Strassenbahn, die 75 cent. kostete.
(ich hatte 20 Milreis gegen 25 Escudos umgewechselt).
Auf der Praça do Commercio stiegen wir aus und gingen
durch die Rua Augusta bis auf die Praça Don Pedro IV,
an der das Hotel stand, wo ich früher gewohnt hatte. Von
hier aus gingen wir durch die Avenida da Liberdade bis
zur Rua do Salitre, die steil hoch führt, zum Botani-
schen Garten, in dem es wieder hinunterging. Am Central-
bahnhof setzten wir uns wieder in eine Strassenbahn, die
uns zum Anlegeplatz zurückführte. Wir gingen wieder
an Bord, um uns etwas in den Liegestühlen auszuruhen.
Rudi war ganz voll des Gesehenen. Später gingen
wir am Hafen noch etwas spazieren, da Rudi noch eine
Aufnahme von einem Ochsenkarren machen wollte.

Pünktlich um 4 Uhr, wie angesagt, stach unser „General San Martin" wieder in See, zunächst fuhren wir bei herrlichstem Wetter, das diesen ganzen Tag geherrscht hatte, den Tejo hinunter, wobei an Belem, das wir ja kannten, und dem „Torre de Belém" viele Möwen und andere Seevögel begleiteten uns.

30 Oktober (Freitag) Auch heute war es wieder prachtvolles Wetter, wie zumeist in diesen Breiten (nur auf der Reise mit der „Madrid" nicht). Da uns der Kapitän die Erlaubnis gegeben, bauten wir unsere Liegestühle an einem geschützten Ort auf dem Bootsdeck auf, von wo wir einen freien Blick aufs Meer hatten. Der Wind war allerdings wohl etwas kühl.

31 Oktober (Sonnabend) Um 8 Uhr sollten wir in Funchal ankommen. So standen wir schon ½ 7 Uhr auf und sahen, als wir an Deck kamen, Madeira vor uns liegen und zum [illegible] vor uns. Das Schiff fuhr dann um die „Ponta", d. h. das spitze Ostkap, und bald kam auch das (auf der Südseite der Insel liegende) Funchal in Sicht. Rudi staunte, als er diesen seinen

[illegible] hatte. Wir nahmen an Bord das 1. Frühstück ein und fuhren dann wieder mit Herrn Klausinger, mit dem wir uns befreundet hatten, an Land. Da wir Geld wechseln wollten, die Wechselstuben aber erst um 9 Uhr aufmachten, so ergingen wir uns zuvor in dem schönen Stadtpark, wo ich Rudi die ersten Farnbäume, einen Baumwollbaum (Chorisia), die rotblühende Malve (Hibiscus sinensis) und Papayen zeigte. Dann gingen wir ein wenig durch die Strassen der Stadt, wo Rudi wieder die Ochsen- und Maultierschlitten besonderen Eindruck machten. Dann bestiegen wir ein Auto, das uns (für 13 Escudos pro Person) den Berg hoch bis zum Friedensdenkmal mit dem Mutter-Gottes-Standbild brachte. Rudi war ganz voll von Freude und Bewunderung der herrlichen Landschaft und sagte ein- über das andere Mal: "Ganz fabelhaft". Bei Belmonte stiegen wir aus, gingen hinauf zur Kirche, wo der letzte Kaiser von Österreich begraben liegt und fuhren dann weiter. In der Nähe des Friedensdenkmals ist ein (ziemlich neues) Hotel

Esplanade gebaut, wo ich die frühere Wirtschafte-
rin des Hotels Belmonte, ~~die~~ bei der ich 1909 einen Monat
gewohnt hatte, aufgabelte. Sie ließ einen Tisch
an die Aussicht rücken, wo uns ein prächtiger Blick
auf Funchal und Umgebung entzückte, und kre-
denzte uns einen kleinen Malvasia, zu dem es
Kuchen gab. Wir unterhielten uns ein Viertel-
stündchen mit der bereits sehr gealterten Dame
(ach, wie die Zeit doch dahinfliegt!), dankten ihr herz-
lichst und bestiegen einen Schlitten. Auf diesem
ging es sehr langsam zu Tal und ich erzählte, wie
früher alles so anders, soviel natürlicher und ge-
mütlicher gewesen war. Unten wartete ein Auto,
das uns zur Landungsbrücke brachte. Wir gingen
dann aufs Schiff, wo wir das mir so altbekannte
Treiben der Händler mit ihren Madeiradecken und
den braunen Jungen, die nach "pennis" tauchten,
beobachteten. Letztere waren mit den Jahren an-
spruchsvoller geworden und beachteten die Centa-
vostücke, die Rudi spendete, nur wenig.

Um 12h ging es, pünktlich wie immer, fort, doch fuhr der Dampfer nicht geraden Kurs, sondern beschrieb zu meinem Staunen eine Kurve: er hatte noch 2 Hindu Passagiere aufzunehmen, die von einem Boot abgeholt wurden. Dann aber ging es in gerader Richtung nach Brasilien fort. Das schöne Madeira ~~[illegible]~~ versank langsam in einer immer stärker sich ausbreitenden Wolkenbank im Hintergrunde. Zuletzt, nach dem Mittagessen, sah ich nur noch die abfallenden Enden des Bergklotzes rechts und links über dem Meere ab. Ich sah der schönen Insel nach, solange sie sichtbar war — sie würde ich zum letzten Mal in meinem Leben gesehen haben — und immer stiegen nur die alten Zeiten und Bilder, jener glücklichste Tag meines Lebens 1909 hoch, wo damals noch restlose Begeisterung herrschte. Ja — so reisen wir überhaupt durchs Leben, zuerst in dulci jubilo, nachher immer resignierter und zuletzt immer mehr enttäuscht von den Schöpfungen dieser neuen "schweinernen" Zeit."*

* Ausdruck Schweizerfreundes 1920

1 November (Sonntag) Wärmer ringsum, als letzten Gruss Europas sah ich ein Schwälbchen übers Schiff fliegen. Möwen folgten uns aber auch noch nach.

2 November (Montag). Heute die ersten fliegenden Fische gesehen, die Rudi staunen machten. Sonst nichts von Bedeutung. Der Himmel war bedeckt, abends keine Sterne zu sehen.

3 November (Dienstag). Morgens war der Himmel noch bedeckt, gegen Mittag regnete es sogar schwach. Am Nachmittag zwischen 4 u. 5 Uhr sollten wir durch die Capverden fahren und richtig: wir hatten uns zur Nachmittagsruhe auf unsere Liegestühle hingestreckt, da erkannte ich das Nordende der Insel Santo Antão, das unter einer Wolkendecke hervorsah, zugleich erschien über den Berg São Vicente. Beim Näherkommen traten diese Inseln deutlicher hervor, vielleicht auch, weil sich der Wolkenschleier scheinbar hob. Gegen 4 Uhr fahren wir an Santo Antão vorbei. ~~Dann~~ Rudi machte 2 Aufnahmen. Dann nahm unsere Aufmerksamkeit ein Kriegsschiff in Anspruch

das im Hafen von São Vicente lag und uns durch Lichtzeichen Mitteilungen machte. Der Dampfer hielt auf das Kriegsschiff zu, das sich als das deutsche Linienschiff „Schlesien" entpuppte. Es wollte uns einen Postsack mit Briefen für Brasilien mitgeben, den ein Boot des Kriegsschiffes brachte.

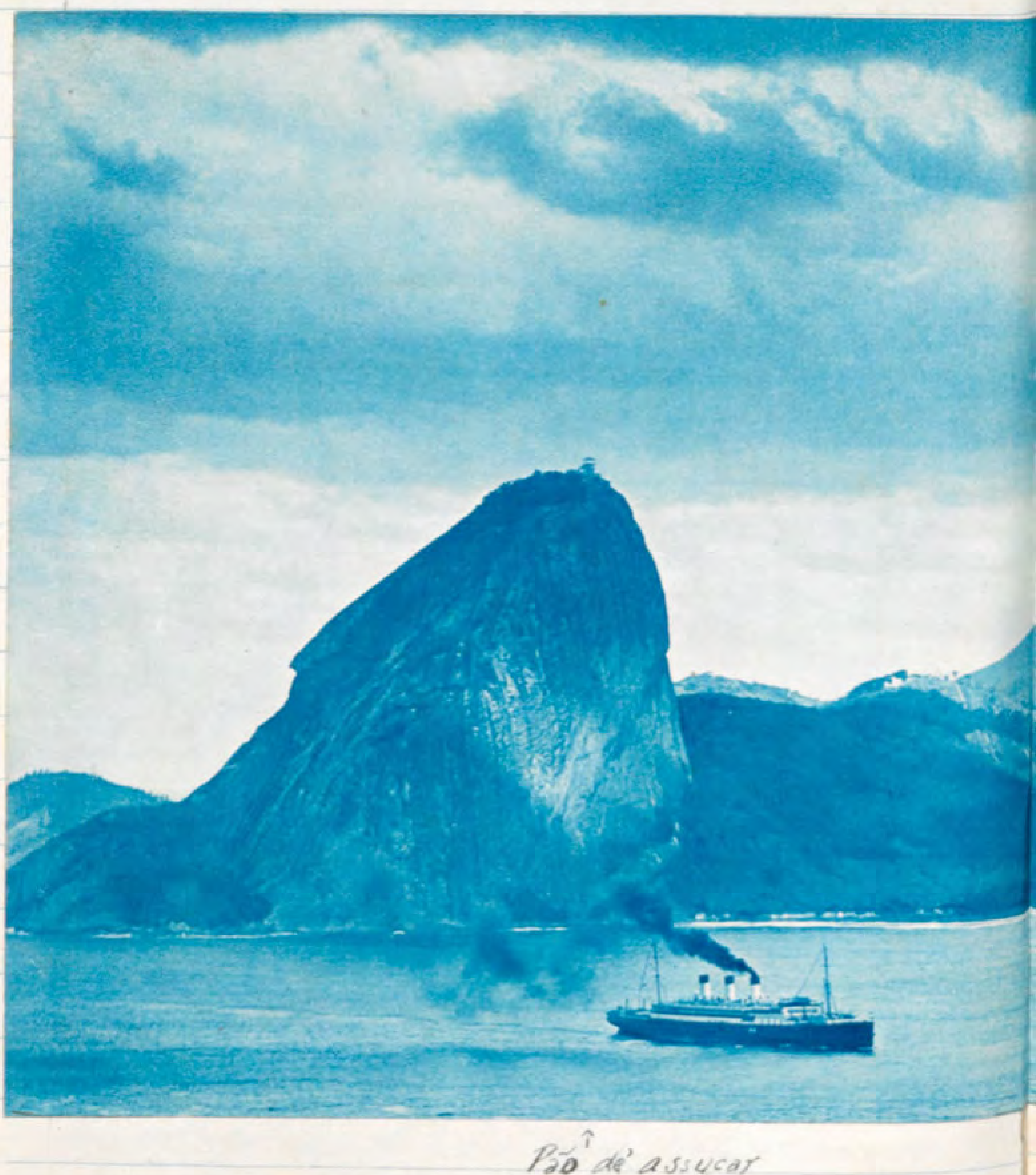
Inzwischen war die Dämmerung herabgesunken und gegen 18 Uhr fuhren wir an den zackigen Felsen- und Berggruppen des Westendes von São Vicente vorbei, auch die Bergspitzen von Santo Antão waren gut zu sehen, da diese Insel nur von einer schmalen Wolkenbank umgeben war. Zum Fotografieren war allerdings nicht mehr Licht genug.

Da wir am Vormittag in den [illegible] herumgestiegen waren, wo eine wirklich tötliche Hitze herrschte, so war Rudi etwas nervös geworden und ging früh zu Bett.

4.–9. November. In diesen Tagen sahen wir nur Wasser ringsum – der Atlantik wurde überquert. Selten zeigte sich ein Schiff. Dafür erfreute der Anblick einer

Schule" von "Schweinsfischen", die aber bald wieder abgingen. Fernando Noronha sahen wir nicht, wir hatten es mitternacht passiert. Am 7. November wurde die "Linie" überschritten, doch gab es keine grössere Feierlichkeit und keinen Maskenball, so dass wir uns die Kostüm umsonst zusammengenäht hatten. Nur während des Festessens erschien Neptun in Seemannstracht mit seiner Gemahlin. Denjenigen, die den Äquator noch nicht überschritten, überreichte die Herrscherfamilie ausser einem Taufschein ein Glas gefärbten Seewassers. Es war zwar keine Stimmung da, aber leid tat mir's doch, ja ich schämte mich, dass Rudi nicht den Mut aufbrachte, das Glas auszutrinken. War er denn im Grunde ein so feiger Kerl, dass er nicht einmal bei dieser so ganz abgeschwächten "Äquatortaufe" mitmachen konnte?

11 November (Dienstag) Heute vormittag gegen 9 Uhr fuhr die stattliche "Cap Arcona" ganz nahe an uns vorbei. Rudi machte eine gut gelungene Aufnahme von ihr.



Pão de assucar

Rio de

Gávea

Janeiro

11) November. Morgens, als ich aufstand und an Deck kam, ragte an Steuerbord ein hoher, vielleicht 1000 m hoher Berg aus dem gebirgigen Land hervor. Brasilien! Nach dem Frühstück sahen wir das Land ganz nahe, es war der Espirito Santo, die Gegend um Victoria. Ein hochgelegenes Gebäude, offenbar ein Kloster, neben einem kahlen Bergkegel wurde sichtbar. Sonst waren die Hänge teilweise mit Urwald bedeckt. Ich besuchte mit Rudi heute den Kapitän, der uns freundlicherweise die Einrichtungen auf der Kommandobrücke und das Kartenhaus zeigte.

12) November (Donnerstag). Heute sollten wir in Rio de Janeiro ankommen. Als ich um ½ 5 Uhr aufstand, lag auch schon die Einfahrt in die Bucht von Guanabara vor uns. Als wir nach oben kamen, fuhren wir schon am Zuckerhut vorbei. Wir ankerten schliesslich mitten im Fluss eine Zeitlang, bis alle Formalitäten erledigt waren. Dann ging es an die Ufermauer. Ich bekam einen Brief von Herrn Goethe von der Deutschen Botschaft, mit der

Nachricht, dass diese letztere nicht für die zoll-
freie Einfuhr meiner Sachen wirken könne. Mit
dem Handkoffer an Land und nach kurzer Besichti-
gung desselben durch Zollbeamte fuhren wir im Auto
zur "Pension Schray", Rua Catete 160. Da uns der
Chauffeur ganz gewaltig übervorteilen wollte, so
protestierte ich zu Rudis Entsetzen dagegen.
Es war am Vormittag noch Zeit, zu dem uns so
lieb gewordenen botanischen Garten zu fahren, den
ich Rudi zeigen wollte. Herr Brade führte uns
herum und wir ergötzten Rudi mit der Mimosa,
die ihre Blätter plötzlich zusammenlegt – ein rech-
ter Bangbüx ist er doch. Zum Essen fuhren wir
in die Pension, nachher in die Stadt. Zuerst

Herr Brade (rechts) zeigt
Dr. Tesmann eine Blüte
im Botanischen Garten zu
Rio
Rudi phot.

suchten wir Herrn Rieth auf, dann auf die Bank, um mein
Geld abzuheben. Hierauf fuhren wir zur Praia Vermella,
um mit der Seilbahn auf den Zuckerhut zu fahren,
wo wir bis lange nach Sonnenuntergang blieben. Rudi
war ganz begeistert von dem herrlichen Blick ins
Land und auf die See und (was bei ihm selten ist)
geradezu entzückt von dem Schauspiel, das die sich
langsam fortpflanzende Beleuchtung der Stadtteile in
den verschiedenen Buchten bot.

13) November (Freitag) Morgens in die Stadt, zur Reichsbahnzentrale,
wo ich Herrn Wittberg kennenlernte, der mich zusammen mit
dem "Reiseleiter" [illegible] Damen zum Mittagessen
im "Deutschen Heim" einlud. Ich versuchte, beim "Telefunken" ein Radio ohne Unkosten zu bekommen, aber leider vergebens. Dafür stellte mir aber der Reiseleiter für den
kommenden Dienstag ein Auto in Aussicht, das uns
nach Petropolis hinaufbringen sollte, eine Stadt,
die ich noch nicht kannte. Nachmittags nahmen
wir ein schönes Bad an dem kleinen Sandstrand vor
dem Central-Hotel, wobei ich eine Aufnahme machte:

↑
Rudi

14. November (Sonnabend). Am Nachmittage suchte ich Herrn Kipp auf, dem ich einige neue von mir gefundene und noch unbenannte Schmetterlinge mitbrachte. Er war durch diese Bereicherung so hoch erfreut, dass er uns für den Dienstag zu einer Autofahrt nach Tijucas einlud. (Die Petropolisfahrt wurde auf den folgenden Freitag verschoben). Auch versprach uns Herr Kipp, einen kostenlosen Aufenthalt in seiner Fabrikanlage in Nova Friburgo.

15. November (Sonntag). Morgens nahm ich Rudi zu einem Ausflug auf den Corcovado mit – das Mittagessen nahmen wir von der Pension mit. Mit der Strassenbahn von der Praça Carioca fuhren wir bis Silvestre. Von hier aus

zu Fuss auf den Gipfel. Wir hatten eine herrliche Aussicht, die auch ganz wolkenfrei war. Zurück gingen über Baineras, wo wir auf der Strasse ein Stück entlang gingen. Der Rückweg zur Stadt war durch den vielen von Autos verursachten Staub nicht gerade angenehm.

16 November (Montag) Heute noch mal zum botanischen Garten, zur Botschaft und zum Kreisleiter wegen des Tabak und Petersilie, schliesslich zur Hamburg-Südamerikalinie, wo wir hörten, dass wir erst am 3. Dezember mit der "Monte Pascoal" nach Santos fahren könnten (weswegen wir nicht mit der Eisenbahn nach São Paulo fuhren, weiss ich heute nicht, vielleicht war die Reise bis Santos in Deutschland bezahlt).

17 November (Dienstag). Um 8 Uhr waren wir bei Herrn [illegible], der uns mit seinem Auto zuerst am Meer entlang über Copacabana nach Tijucas führte, wo wir uns etwas stärkten. Wir fuhren dann die "untere Strasse" über Vista Chinesa zurück und stiessen beim botanischen Garten auf die Hauptstrasse. Rudi nahm dabei die unvergleichlich gut gelungenen Aufnahmen.

18 u. 19 November. Besorgungen im Gange. Mittags war ich beim Deutschen Botschafter (Schmidt-Elskop?) der im Hause meines Onkels Carl in Hamburg als junger Mann verkehrt hatte. Er redete mich, als ich ihm meinen Besuch machte, auch gleich auf den Namen Tesmann hin an. Das Essen war [illegible], so wie ich leider selten bekommen.

20 November (Freitag). Morgens um 7 Uhr, pünktlich, wie verabredet schickte Herr Schaagen das Auto, nebst einem Führer, der aus Baiern stammte. Nach dem Kaffee ging's fort nach Petropolis: durch die Stadt, links hinter der Station

der Leopoldina Railway zog eine hoch auf einem grossen Felsen stehende Kirche meine Augen auf sich. Dann kam eine sumpfige Gegend, die mit der Bucht in Verbindung steht. Nach langer Fahrt ging es endlich das Gebirge hinauf. Prachtvolle Blicke ergaben sich, je höher wir kamen. Rudi machte folgende Aufnahme von ganz oben:

In Petropolis fuhren wir erst zu Herrn Kramer, Hotelbesitzer, ein sehr netter Hamburger, machten einen Spazier~~fahrt~~gang durch den Park bis auf eine Anhöhe und zu Herrn Haack, der uns im Auto zur Fazenda Marga

Karga (Besitzer der Rola Miranda), zwischen Corrêas und
Itaipava gelegen, brachte, wo uns der Verwalter, Herr
Walter Haag herumführte. Es war dort sehr hübsch,
am Ende eines grossen Stausees befand sich ein sehr
kleines Märchenidyll, dessen Mittelpunkt ein entzücken-
des Blockhaus war, innen gemütlich eingerichtet und
mit bunten Glasfenstern versehen. Dann zurück. Kurz
vor Petropolis gab es eine Panne. Wir stiegen aus,
und tranken etwas Bier. Da auch ein Reifen keine
Luft mehr hatte, mussten wir lange warten und schliess-
lich doch noch mit einem Autobus nach Petropolis
fahren. Hier tranken wir in einem deutschen Lokal
Bier und assen belegte Brötchen dazu. Gegen 5 Uhr
kam der Chauffeur nach, der endlich den Wagen
heil gemacht hatte. Zum Abendessen gingen wir zu
Herrn Krause, der mit uns speiste. Später kam Herr
Haack, der zu Hause gegessen hatte, nach.

21) November (Sonnabend) Wir schliefen wieder im Hotel von Herrn
Krause, während das Auto nach Rio zurückgefahren
war. Am Morgen war es ein feiner Spaziergang, so dass

wir von einer schön gelegenen Besitzung eines Eng-
länders, wohin uns ein Angestellter des Herrn Haack
führte keine Aussicht hatte(!) Immerhin gab es
doch prachtvolle Blumen und viele Kolibris. Nach-
dem wir bei Herrn Krause gegessen und nachmittags
im Garten des Hotels verbracht hatten, brachte uns
der Angestellte an die Bahn. Um 3 40 Uhr fuhren
wir ab. Die Bergbahn ist Zahnradbetrieb. Da in
Rio in der Pension Schray kein Platz frei war, gingen
wir ins Hotel Pernambuco.

22. November (Sonntag) Um 1/2 4 Uhr aufgestanden, da wir mit
dem 5 Uhr-Fährschiff nach Niteroy fahren wollten
doch fuhr es erst 5 Uhr 20 ab. Es sollte heute
nach Nova Friburgo gehen, zur Fabrik des Herrn
Arp, der uns dorthin eingeladen hatte – er selbst
blieb in Rio. In Niteroy nahmen wir einen Omnibus
zum Bahnhof. Wir bekamen, da wir rechtzeitig ge-
kommen, erst Fensterplätze, als es das Gebirge
hochging. Die Abfahrt war 6,15 Uhr. Die Aussicht
von der Bergbahn war schön, aber nur auf der linken

Seite. An der Bahnstation in Nova Friburgo, wo
wir gegen 11 Uhr eintrafen, holte uns Herr Witte,
ein Leiter der Fabrik, mit ein jungen Mann ab. Wir
wurden in den Wohnräumen für Fabrikangestellte
einquartiert. Mittagessen in der Stadt, danach
Spaziergang auf die Strasse nach Conego. Abends
zeigte ich Rudi die Leuchtkäfer, die ihn staunen
machte und eine schrill zirpende Zikade, die ihn
furchtbar erschreckte.

23 November (Montag) Wir hatten einen Herrn Werner kennen
gelernt, an den wir wohl auch eine Empfehlung hatten,
und der uns heute in seinem Auto zu einem Wasser-
werk mitnahm, wo ich am Fluss viele Osmeliaceen
bemerkte. Nachmittags in der Stadt spazieren gegangen,
die mir allerdings nicht besonders lieb schien, vor
allem vielleicht, weil kaum noch ein einziger Bewoh-
ner dieser ursprünglich rein deutschen Stadt noch
deutsch sprach.

24 November (Dienstag) Gegen 1/2 8 Uhr liess uns Herr Ilme,
der Direktor der Spitzen Fabrik, nach Murg fahren

etwas unterhalb an der nächsten Bahnstation gele-
gen, fahren. Hier wohnte ein Herr Ostmann, ehema-
liger Matrose, der sich aber tüchtig heraufgearbei-
tet hatte und ein wohlhabender Mann geworden war.
An seinem Besitz angekommen, trafen wir nur seine
Frau und seine beiden kleinen Jungen an. Die Frau
begleitete uns den Berg hinauf, wo ihr Mann
bei seinen "Kolonisten" weilte. Wir sahen den Ein-
schlag, wo die Leute Holz abgehauen hatten und
stiegen noch weiter bergan bis in den Urwald.
Darauf gingen wir mit Herrn Ostmann u. Frau
zurück, um seine Anlagen beim Haus zu be-
sichtigen, besonders die Mühle zum Maismahlen.
Wir nahmen bei dem netten und vergnügten Lands-
mann eine vorzügliche Mittagsmahlzeit ein und
unterhielten uns sehr angeregt. Um 2 h brachte
uns unser Gastgeber nach Nova Friburgo zurück.

25 November (Mittwoch) Morgens machten wir beide einen
Spaziergang über das Dorf Cônego hinaus zu
dem Sitio (Landbesitz, kleines Landgut) eines Herrn

Brewstle. Es war ein junger Deutscher, der Nelken zum Versand nach Rio züchtete und gerade dabei war, die Blumen für den heutigen Versand einzupacken. Er sagte, dass diese Sache einigen Verdienst abwürfe. Herr Brewstle führte uns, als er fertig war, freundlicherweise überall herum und zeigte uns die Maismehlpresse, die sich Rudi besonders genau ansah, und seine Apfelpflanzungen am Berghang. Zuletzt besichtigten wir auch sein Haus und uns wurde im Keller Apfelgärwein kredenzt, der allerdings nicht mehr besonders schmeckte. Nachmittags gingen wir zu Herrn Werner, der uns mit seiner Frau zusammen auch einer Engländerin führte, Ms. Vera E. Shelling. Es war eine ältere, wohl nicht ganz gesunde Dame, die aber eine grosse Naturfreundin war und gute Kenntnisse nicht nur in der Botanik, sondern auch in der Zoologie hatte. Sie besass einen überaus prachtvollen Blumengarten, in dem grosse, aber mehr niedrige und überliegende Bäume standen

deren Stämme und Äste mit teilweise herrlich blühenden Orchideen besetzt war. Der Garten machte einen etwas verwilderten, aber gerade deshalb natürlichen und anheimelnden Eindruck, dass ich die Engländerin wirklich darum beneidete. Mit Herrn Werner gingen wir noch etwas in den ans Grundstück anschliessenden Wald, der die Berglehne bedeckte. Wir fanden da einen Hornfrosch, den wir auf Herrn Werners Veranlassung Mr. Vera mitbrachten, und am Waldrand unten wuchsen massenhaft die amerikanischen Himbeeren, die zwar roh geniessbar sind, aber eins der feinsten Gelees ergeben. Inzwischen hatte die Engländerin Kaffee und Kuchen zubereiten lassen, die uns toll schmeckten. Nachher fuhren wir wieder im Auto zurück.

26 Dezember (Donnerstag). Heute führte uns Herr Werner nach "Bom Jardim". Leider regnete es da unten im Tal – das Auto hatte eine schwierige Arbeit zu leisten. Zurück wieder über den Berg hoch, wo man bei gutem Wetter einen wunderbaren Ausblick auf

hin haben sollte. Leider regnete es auch hier. Bei der Rückfahrt blieben wir eine Weile bei Herrn Ostmann. Auf dem Nachmittagsspaziergang in den Friburgo fing ich einen Caligo.

27. November (Freitag) Wir sahen morgens die Fabrik an, nahmen unser kräftiges und wohlschmeckendes Essen in den Räumen des Angestellten (aber immer alleine) ein und machten im übrigen nur Spaziergänge in die Berge. Zum Abendessen waren wir von Herrn Thas in seinem Hause eingeladen – es war natürlich vorzüglich.

28. November (Sonnabend) Für heute hatte Herr Thas einen Ausflug in die Gegend von Amparo (500 m tief) geplant, die ein Angestellter von ihm, ein Herr Wendroth kannte. Es ging in einem uns noch nicht bekannten Tal auf einem viel gekrümmten Wege hinab. Zunächst machten wir bei einem Schweizer halt, wo wir zunächst wieder einen Kaffee zu trinken hatten. Der Schweizer beschäftigte sich mit der Zucht von Apfelsinen, Mandarinen und anderen Citrusarten,

die er auf Wildlinge aufpfropfte. Auch Wein, Pfirsiche und andere Früchte zog er. Daneben hatte er einige Schweine und Hühner. Wieviel Alqueiren er hatte, wußte er selbst nicht. Wir besuchten dann noch einige Kolonisten, wo wir jedesmal einen "Cafezinho" angeboten bekamen. Nunmehr begann ich mich aber an meinen Arzt zu erinnern, "der mir jeden Kaffeegenuss aufs strengste untersagt hatte." Ampare(?) war ein Dorf mit wenigen Häusern zur Seite der Strasse. Es ging jetzt in toller Fahrt auf steilem und schmalem Wege hoch nach der Fazenda Stegren(?), wo ein Herr Heinrich Karl Hochert(?) wohnte, ein alter Mann, der – obgleich schon in Brasilien geboren, noch deutsch sprach. Seine Grosseltern stammten aus dem Hunsrück und waren – wie er erzählte – 6 Monate mit einem Segler unterwegs gewesen. Der Alte hatte das ganze Haus voll von Weibern, die alle nur portugiesisch sprachen. Er führte uns durch seine Anlagen in der Umgebung des Hauses, wo ich mit(?) Bewunderung einen selbsttätigen Maisstampfer sah. Zuletzt tischte er uns ein Mittagessen [illegible] mi-

schon hinter auf, an dem auch unser Chauffeur teilnahm. Zum Nachtisch gab es eingemachten Pfirsich und Kuchen. Danach, nachdem wir uns bedankt, allen Reitern die Hand gedrückt und den biederen Alten umarmt hatten, gingen wir wieder zurück. Um 1 Uhr langten wir in Nova Friburgo an. Für den Nachmittag wollte uns Herr Kerner mit einem Herrn Siems, Direktor einer Tüllfabrik bekannt machen. Durch den weiteren Teil un- der Villen, die wir schon kannten, stiegen wir zum Hause des Herrn Siems auf. Es war von einem herrlichen, aber jüngeren Park umgeben, in dem unter anderen Bäumen besonders viele Koniferen angepflanzt waren. Wir lernten hier wieder manches Neue kennen. Schliesslich nahmen wir Kaffee und Kuchen in der vornehm eingerichteten Villa des Besitzers ein, der uns mit seinem Auto in die Stadt zurückfuhr.

29 November (Sonntag) Morgens hielten wir uns zu Hause, mittags waren wir bei Herrn Kerner eingeladen, nachmittags und abends ergingen wir uns auf dem Stadtplatz, wo eine Festlichkeit stattfand.

30 November (Montag). Diesen letzten Tag unseres Aufenthaltes in Nova Friburgo wollten wir noch gemütlich mit Ostmann verbringen. So liess uns auch der Hilfsagent Herr Haas im Auto nach Mury bringen. Leider war Herr Ostmann nicht da und so machten wir einen Spaziergang in die Berge, bis er zurückkam. Unser Freund, der etwas über den Durst getrunken hatte, war sehr aufgelegt und so war unser Gespräch über Siedlungsfragen, Honigbienenzucht, Viehzucht usw. sehr lebhaft und angeregt. Wir assen noch zu Abend bei Ostmanns und danach brachten uns beide im Auto auf den Bahnhof, da wir mit dem Zug zurückfahren wollten.

1 Dezember (Dienstag) Früh 6 Uhr 15 fuhr der Zug nach Niteroy ab. Dank dem ~~wir~~ uns einige Herren ihren Platz an der Seite mit der schönen Aussicht liebenswürdigerweise überlassen, konnte ich die herrlichen Ausblicke vom Fenster aus so recht geniessen, umsomehr, als es das prächtigste Wetter war. Gegen 11 Uhr in Niteroy, wo die Motorbarke zur Fährstelle so frühzeitig ~~[illegible]~~ abfuhr, dass wir nicht mehr mitkommen konnten, mussten wir

Auto nehmen musste, dessen Chauffeur die Gelegenheit
benutzte, mich [illegible], indem er statt 5 S 8 S ver-
langte. Mit Herrn Werner, der zufällig auch nach
Rio wollte, fuhren wir auf der "barca" über die
Bucht von Guanabara. Jetzt ging's in die "Pension
Hamburgo". Nachm. bei der Vertretung der Hamburg-
Südamerikanischen hörten wir, dass wir am 3 Dezember
mit der "Monte Pascoal" nach Santos fahren könnten.

2 Dezember (Mittwoch). Ich litt stark unter Durchfällen, die ich
mir in Nova Friburgo [illegible] erhalten
hatte. So nur notwendige Besorgungen und Botschafts-
besuch.

3 Dezember (Donnerstag). Ich war noch recht schlapp. Obwohl die
Einschiffung erst abends 8 Uhr stattfinden sollte, bega-
ben wir uns schon am Nachmittag an Bord. Natürlich
gab es grosse Schwierigkeiten, unsere Handkoffer
durch den Zoll zu bekommen. - Kein [illegible] Reisen
mehr [illegible]. Der Dampfer, der nur eine Mittel-
klasse hatte, gefiel mir ganz und garnicht. Die Kam[illegible]
war ganz drittklassig, das Publikum auch.

4 Dezember (Freitag). Das Schiff musste erst am frühen Morgen abgefahren sein, denn, als wir aufgestanden, war hinter uns noch die Gávea zu sehen. Den ganzen Tag hatten wir an Steuerbord ein hohes Gebirgsland zur Seite, auch zwischen kleinen Inseln ging es hindurch – eine herrliche Fahrt! Abends in Santos, an Bord geschlafen.

5 Dezember (Sonnabend). Morgens zum Hotel Parker. Unsere Kabinenkoffer, die mit dem "General San Martin" gekommen waren, bekamen wir nur mit den größten Schwierigkeiten aus dem Zoll heraus, nachdem ich alle Überredungskünste hatte spielen lassen. Am Nachmittage fuhren wir nach São Paulo mit der Eisenbahn. Hier ins Hotel Faria.

6-14 Dezember (Montag) São Paulo

Alle möglichen Vorbereitungen und Besorgungen für den Abzug in die "Grüne Hölle" wurden getätigt, unter anderem gelang es mir, von den Fran-
ziskanern einen größeren Posten an Goldbäumen umsonst zugesichert zu bekommen. Als wir immer

setzte ich alle Hebel in Bewegung, um offizielle und nichtoffizielle Stellen zu bewegen, mir irgend eine mögliche Unterstützungen oder wenigstens Empfehlungen zu gewähren. Es kam aber nur wenig dabei heraus, vielleicht weil ich als Nichtparteimann die Partei- oder Regierungsstellen nicht genügend interessierte. Zumeist war alles und jedes, auch das Geringste, eine meistens unbedeutende Verbindung, eine von außen nebelhafte Aussicht von Weitem.

Selbstverständlich nutzte ich auch die letzten Tage in der "Kultur" dieser Großstadt so viel wie möglich aus. Am Sonntag, den 6 Dezember, besuchten wir meinen guten Bekannten, Herrn Rada, und pflegten uns an dem guten Essen, ich im Bewusstsein, dass wir es so bald nicht wiederbekommen würden. Am Sonntag, den 13 Dezember, nahm Herr Rada trotz des schlechten Wetters uns in seinem Auto zu allerhand sehenswürdigen Stellen mit, morgens zum Deutschen Klub, nach einem guten Mittagessen zum Deutschen Kaffeehaus in Tremembé und zum

Hörte Florestal sowie den Wasserwerk Cantareira. Leider war den ganzen Tag recht häßliches Wetter. Abends waren wir bei einem Herrn Hosmemann eingeladen, den ich auf der Banco Allemão-Transatlantico dadurch kennen gelernt hatte, dass er mich beim Abheben von Geld fragte, ob ich etwa der Verfasser des Indianerbuches "Menschen ohne Gott" wäre, das er gelesen hatte. – Als ich bejahte, teilte er mir mit, er interessierte sich besonders für Völkerkunde, zumal der südamerikanischen und lud mich und Rudi in sein Haus ein. Er hatte auch andere Bekannte geladen, ~~und~~ z. B. einen Lehrer der Deutschen Schule, der den Vorschlag machte, ich sollte mich an der Universität eine Stellung als Ethnologe zu bekommen versuchen – er selbst wollte sich dafür einsetzen. Doch diese Hoffnung zerschlug sich später, was ich nicht allzusehr bedauerte, da ich mich hatte mit dem Studium des Portugiesischen beschäftigen müssen, was mir damals schon allzuschwierig erschien.

Teil 2. Die Jahre des Elends:
als Kolonist in der "grünen Hölle"
(Dezemb. 1936,
1937, 1938, 1939 bis zum 20 November 1940)

Die Episoden:

Band 10 A. Die Vorbereitungen. Aufenthalt bei Oswald Nixdorf. Reise nach Faxinal São Sebastião und Aufenthalt bei Hahn. Rückreise nach Rolandia — Band 10, S. [illegible]

Band 11 B. Der Anfang im Urwald — Bd. 11 S. 1

" C. Reise zur Geld- und Gerätebeschaffung nach São Paulo und Santos — Bd 11, S. 19

" D. Der Urwald weicht – der Aufbau des Sitios schreitet voran

" E. Zweite Reise zur Geldbeschaffung nach São Paulo — Bd 11, S. 75

" F. Der Aufbau des Sitios – Fortsetzung — Bd 11, S. 77

" G. Dritte Reise ~~zur Geldbeschaffung~~ nach São Paulo und Santos, um Geld oder Hilfe zu bekommen! — Bd 11, S. 83

" H. Der Aufbau des Sitios – Letzter Teil — Bd. 11, S. 86

" I. Alles ~~umsonst~~ vergeblich! – Wir können so nicht leben! — Bd 11, S. 97

" K. ~~[illegible]~~ Reise nach Curitiba, um eine Stellung zu bekommen — Bd. 11 S. 110

" L. Mutterseelenallein im grossen Urwaldhaus ~~[illegible]~~ – Die Pleite — Bd 11, S. 119

" M. Zweite Reise nach Curitiba, um eine ~~[illegible]~~ Stellung zu bekommen ~~[illegible]~~ — Bd 11, S. 130

" N. Der Auszug aus dem Sitio

Das Intermezzo von Sertanópolis

Der Absprung ~~[illegible]~~ nach Santa Catarina! — Bd 11, S. 133

Vorbemerkung, das folgende geschrieben 1953

Eigentlich sollte man über die traurigen Jahre in einem Tagebuch mit wenigen Worten hinweggehen, denn die Erinnerung an sie erfreut das Herz nicht und wer sollte an einer so eingehenden Lebensbeschreibung noch Interesse haben – nicht einmal Rudi wird sich Zeit und Muße nehmen, um auch nur kurze Episoden dieser Tagebuchblätter zu lesen, obwohl er doch so Vieles selbst miterlebt hat. Aber um das einmal begonnene Werk, nach meinen flüchtigen Aufzeichnungen weiterzuführen und zu Ende zu bringen (falls mir heute, Juli 1953, noch Zeit dazu gegeben wird), so will ich kurz zusammenfassen, was diese Jahre des Elends brachten, gab es doch auch bei alledem noch vergnügliche Stunden oder man machte sie sich. Auch begleitete mich immer die Hoffnung auf einen schließlichen praktischen Erfolg, der ~~sich~~ denn auch endlich, endlich, 1951 in Erscheinung trat. Es war freilich wieder reichlich spät, wie denn alle Erfolge, die, an sich gut, erreicht wurden, immer so spät kamen, dass sie nicht mehr die Auswirkung zeitigten, die man sich zu Anfang des Unternehmens von ihnen versprochen hatte.

A Die Vorbereitungen: Aufenthalt bei Oswald Nixdorf, Reise nach Faxinal São Sebastião und Aufenthalt bei Hahn. Rückreise nach Rolandia

Wir beide, Rudolf Deidler u. ich, fuhren am am 14 Dezember 1936 (Montag) abends 7 Uhr von São Paulo ab und langten mit nur 1/4 stündiger Verspätung in Londrina an, wo wir zunächst im Hotel Luxemburger bei Herrn Rosenberger Wohnung nahmen, um schon nach einigen Tagen, wie mit Herrn Oswald Nixdorf verabredet, nach dessen Besitzung in Rolandia (zwischen Londrina und dem Stadtplatz Rolandia) überzusiedeln (19 Dezember 36), damit wir unter seiner Beratung ein Stück Land aussuchen konnten.

Wie immer war es sehr gemütlich bei ihm, sein joviales Wesen und sein Humor waren unverändert. Er nahm uns gleich den ersten Sonnabend mit zu den sogenannten "Blockabenden", unpolitischen Zusammenkünften der "Roländer", die in einem Raum auf dem Besitz des Herrn Radtke sen. bei Bier und auch Wein

stattfanden. Es wurden viele Lieder gesungen, einige alte, gut bekannte aus der goldenen Zeit vor dem 1. Weltkriege und einige neue, zu denen der alte Raithe wohl die Worte gedichtet hatte, so eins zu der mir noch ganz unbekannten Melodie "Märkische Heide, märkischer Sand" und ein besonders drolliges, das Lied von "Rolands Pionieren vom ersten Block" nach dem von den Nazi aufgebrachten Liede: "Was rasselt durch die Strassen". Es verdient, dem Moorse der Vergessenheit entrissen zu werden und so setze ich es hierher:

Rolands Pioniere vom ersten Block:

1. Wer trägt so stolz im Nacken
das Haupt mit Trotz'gem Blick
Wer schwinget Beil und Hacken
So schneidig mit Geschick?
Wer steht im Kampfturniere
Mit tausend Stämm' und Block?

Roländer Pioniere
Sind's vom ersten Block

2. Sie scheuen keine Hitze
Borrowschuten sind ne' Wurst
Sie machen trotzdem Witze
Und freun sich auf den Durst
Im Hauch der grünen Hölle
Stehn ohne West und Rock

Roländer Pioniere
Sind's vom ersten Block

3. Ist nun der Wald geschlagen
Die Roça schön geputzt
Dann darf man ruhig wagen
Zu pflanzen, was uns nutzt
Vor allem Mais und Bohnen
Bataten und Maniok

Orangen und Zitronen
Gibt's im ersten Block

4. Wir pflanzen Korn und Weide
Und halten schönes Vieh
Der Stolz und auch die Freude
Der ganzen Kolonie
Gesund an Herz und Nieren
Ist auch der Stier und Bock

Und sie sind Pioniere
Von Rolands ersten Block

5. Wenn ich an Davids* Stelle
Oder gar Herr Tomas* wär
Ich packte kurz und schnelle
Und pfiff auf das Salär
Ich ließ die ganze Schmiere
Hing alle an den Pflock

Und würd ein Pioniere
Von Rolands ersten Block

6. Was wird mir angeboten
Londrinas Präfektur
Und gar vom Staate Rio
Die Präsidentschaftsagenten
Ich dankt für die Plaisiere
Und bleib auf meinem Block

Ich bin ein Pioniere
Von Rolands ersten Block

* David 2. Dir. Tomas 1. Dir. der Landgesellschaft. Tomas stirbt 19[illegible]

Heute, 1953, wird es gewiss an keinem Ort dort oben im Nordparaná gesungen, denn alle diese Pioniere vom 1. Block sind heute infolge der Kaffeehausse Millionäre, die in Rio, São Paulo oder Santos sitzen und es gewiss nicht mehr nötig haben, den Pionier zu spielen.

Jedenfalls waren es nette Stunden, die wir auch später, wenn wir von unserer Hütte nach Rolândia kamen, im "Sitzungssaal" vom 1. Block verlebten, namentlich, als sich Herr Nixdorfs Humor von der besten Seite zeigte.

Als wir dann am ersten Montag mit Nixdorf zum Büro der Gesellschaft in Londrina fuhren, nunmehr (infolge der in Deutschland eingezahlten Gelder) mit dem Anspruch auf ein Stück Land, stellte es sich heraus, dass ich mal wieder gerade zu spät gekommen war. Alles, aber auch alles Land in Rolândia war vergeben, selbst bei dem fernen [illegible] – als dem nächsten, weiter im Innern gelegenen Zentrum (an Apucarana dachte da noch niemand), weil man aus einigen Hütten

bestehend) selbst bei Lovat (heute Maringá) war an den grossen, zuführenden Wegen alles besetzt. Es blieb uns also nicht viel zur Auswahl übrig. Als beste Lösung wurde uns ein in der Nähe des geplanten Stadtplatzes Pirapó gelegenes Land vorgeschlagen, weil es das nächste an der Grenze der Stadtplätze war, nämlich 3 km vom Zentrum Pirapó entfernt.

An diesem Montag beschäftigte sich Rudi mit einer Tätigkeit auf Nixdorfs Fazenda. Ich sage: „Tätigkeit", denn arbeiten war ihm nicht sehr sympathisch, wie sich zu meiner grossen Sorge herausstellte. Wie war denn das möglich? Hatte der Weltkrieg mit seinen Nachwehen denn die jungen Deutschen so faul und pomadig gemacht? Nun hatte ich mit Rudi mal wieder besonderes Pech!

Der Weihnachtsabend entführte uns aus dem Nixdorf'schen Betrieb. Wir feierten ihn recht vergnügt in Londrina bei Rosenbergers in ihrem Hotel Luxemburgo. Der alte Rosenberger

hatte einen schönen Tannenbaum aufgeputzt und gab ein gutes Festessen. Ena Marty seine Frau erzählte des längeren und breiteren von manchem Unglück, das sie und andere hatten und viel auch von den Betrügereien oder doch Benachteiligungen, die Niedorf so manchem armen Kolonisten zugefügt hatte. Er war allgemein als "Gauner" angesehen und es wurde übel aufgenommen, wenn ich ihn zu verteidigen suchte. Ich konnte mir aber garnicht von ihm denken, dass er ein so gewissenloser Mensch war und die Beweise waren auch nie zur Stelle. Es war mehr ein Hörensagen und, wenn auch Ena Martha sie ihr so lockere Stimme in Thränen dabei vergoss, so war die Sache deshalb doch nicht klarer und sicherer!

Der nette Herr Adler, den ich schon vorher dort kennen gelernt hatte, mit seiner Frau (ich hatte sie in Berlin aufgesucht, was sie mir bei der judenfeindlichen Stimmung damals sehr hoch anrechneten) war auch da. Wir sassen mit ihm zusammen an der Festtafel und so war es sehr gemütlich und vergnügt. Es gab eine "Kalte Ente", ein leichter Rotweingetränk. Leider

brachte dieses Weihnachtsfest uns auch eine Bekanntschaft, die ich später aufs tiefste zu bedauern hatte, nämlich die der Familie Nehring. Die alte Dame war die Witwe eines Gutsverwalters im früheren preuss. Posen, jetzt Polen. Es war eine sehr nette und feine Dame. Ihr Sohn aber, Curt, war ein Taugenichts, um nicht zu sagen: ein Schuft, der seine Frau (die allerdings etwas leichtlebiges an sich hatte) und seinen Sohn, einen sehr netten etwa 12-14 jährigen Jungen, schlecht behandelte und nachher sogar, wie seine (Nehring's) Mutter auch, gänzlich im Stich liess. Er machte sich an Rudi heran und betrug sich gegen mich als dessen Onkel sehr zuvorkommend, aber nur um mich zu gewinnen, denn später zeigte er mir seine Teufelsklauen, als er merkte, dass ich keinen Einfluss mehr auf Rudi ausüben konnte. Damit blieb diese Bekanntschaft allerdings nur oberflächlich.

Am 25 Dezember 1936 (Freitag) blieben wir gleichfalls noch bei Rosenbergs. Am Morgen regne-

Te es ~~und~~ viel und es waren wir, meist im Gespräch mit Adler auf der Veranda. Er erzählte viel in so drolliger Weise vom Krieg, den er als Offizier mitgemacht hatte und seiner Flucht aus Sibirien und machte so viel Witze und erzählte Anekdoten, auch über die Nazi, dass wir viel Kurzweil und Spass hatten. Nach dem Essen fuhren wir beide mit dem Omnibus, hier Jardineira genannt, nach Rolândia zu Nixdorf zurück (An dieser Stelle steht der "Rolandsbogen", eine Art Wegzeichen) und feierten am Abend noch gemütlich im Kreise der Familie Nixdorf.

Wir blieben nun noch bis zum 21 Januar 37 auf Nixdorfs Fazenda "Cellental", wo Rudi als "Eleve" "arbeitete" (beides in Anführungsstrichen), während ich mit meiner Presse in den Wald ging und Pflanzen sammelte.

Ich hatte nämlich – das war als weniger wichtig bei meinem Kampf in Deutschland mit den Behörden, um Geld zu Rudi herauszubringen, mit

erwähnt – mich in Berlin oder darauf vorbereitet, solange der in Aussicht stehende Besitz nichts einbrachte, meinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Herbarpflanzen zu fristen. Das Botanische Museum in Berlin-Dahlem (damals war noch Pilger Direktor) hatte sich mit sechs anderen Botanischen Museen, so denen in Stockholm, Genf, Nord-Amerika u. Kew in Verbindung gesetzt, die sich alle verpflichteten, ein Exemplar meiner Sammlung zu übernehmen und mir dafür 50 cts in amerik. Gelde direkt nach São Paulo anzuweisen. Dafür bekam das Botan. Museum in Berlin-Dahlem 1 Exemplar, das es aber so weit als möglich bestimmen musste. So hatte ich von jeder Pflanze 7 Exemplare zu sammeln. Dazu kam noch eins für den Botanischen Garten in Rio (was gesetzmäßige Vorschrift war) und ausserdem sollte noch ein Exemplar als Muster in meinem Besitz verbleiben. (Bei Auflösung meiner Unternehmung in Pirapo bot ich diese Exemplare dem Museu Bo-

ranacore an, doch hatte mich der Direktor, Dr. Loureiro, ein portugiesischer Jude und Deutschenhasser erster Güte, um das Geld dafür betrogen.

Das war die eine Quelle materiellen Einkommens. Die zweite war ein – allerdings nur in Aussicht stehender weiterer Auftrag der Berliner Bodengesellschaft, denn Dr. Kombecher u. Dr. Neumann blieben in der sicheren Erwartung, schließlich doch das nötige Geld herauszubekommen, als ich sie in Berlin zurückliess.

Die dritte Einnahmequelle sollte unser eigener kleiner Besitz abwerfen, eine Quelle, die dem immer optimistischen Nixdorf zufolge in der allernächsten Zeit anfangen würde, zu fließen. Er schilderte in den rosigsten Farben die Aussicht zumal der Schweinezucht, auf die er uns besonders hinwies: jede Sau würfe doch ca 25 Ferkel, die in kürzester Zeit fett und verkaufsfähig sein würden und so – er berechnete für das Schwein die höchsten Preise – ein ganz bedeutendes Einkommen

für uns abwerfen würde.

Durch diese drei Eisen, die ich im Feuer hatte, schien mein Unternehmen so gut wie gesichert. Dass nichts von alledem zu günstigem Ende führte, sondern alle drei Sachen in eine Pleite ausliefen, war eine besondere Tücke des Geschicks. Seit 1926, dem Beginn des zweiten grossen Niedergangs in meinem Leben, wollte sich das Glück mir nicht mehr zuwenden, im Gegenteil:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Götter List
Auf die willigen Schultern des Verhassten

\- - - - - - - - - - - -

So liess sich also alles gut an und infolge der Nixdorfschen Phrasen sah ich, wenn auch nicht ganz ohne Sorgen, so doch recht hoffnungsvoll in die Zukunft. Im Augenblick verbrauchten wir kein Geld, denn ich lebte als Gast frei, während Rudie als "Eleve" ebenfalls freie Logis

uns freie Kost hatte, wie ich seinerzeit mit Nix-
dorf abgemacht hatte. Herr Nixdorf war mir
übrigens sehr verpflichtet, weil ich ihn besonders in
Berlin bei der Auslandsstelle der nationalsoz. Partei
verteidigt hatte. Damals konnte ich es noch, weil
dieser Mann wie viele Hochstapler durch sein ge-
sellschaftliches Auftreten, seinen Humor u. sein lustiges
Wesen die Umgebung förmlich berückte. Trotzdem
ich früher schon gehört hatte, dass er unter Vorwänden
Kolonisten Geld abgenommen u. sogar einen Wechsel
ohne Deckung ausgestellt hatte, so legte ich auf
diese Stimmen nicht den genügenden Wert, besonders
auch, weil die Companie den Nixdorf als Kolonie-
verwalter u. landwirtschl. Berater der Kolonisten em-
pfahl, so dass ich zum mindesten mit ihm gut auskom-
men musste (was auch Contreras gewünscht hatte). Und
hätte dies alles nicht genügt, mich so völlig auf Nixdorfs
Seite zu ziehen, dann hatte der alte Herr Radtke
mir in einer Unterredung unter vier Augen die aller-
günstigste Auskunft über seinen Charakter gegeben

und die gegen ihn erhobenen Vorwürfe teilweise
als übertrieben u. als Missverständnisse, die Aus-
stellung eines Wechsels oder Rechnung als einen freilich
unverantwortlichen Leichtsinn hinstellte, welch'
letzteres indessen doch in gutem Glauben geschehen sei.
Da Herr Radtke, ein älterer Mann, Direktor einer
Bank in Ostpreussen, glaube ich, gewesen war und
mir alles durch Schriftstücke, die er mitgebracht
hatte, belegte, so gab dies den Ausschlag für
mich, seine Bitte, ihn bei der Partei, die ihn
herausschmeissen wollte, zu verteidigen. Die betreffen-
de Stelle - ich weiss nicht mehr, wer es war, ich
meine in der Thiergartenstrasse, war auf Nixdorf
mächtig geladen, betonte meinen Einwendungen gegen-
über, dass er ein Hochstapler sei, es in Sumatra mit
den Wechseln usw. ebenso getrieben usw. Er lenkte
aber ein, als ich ihm sagte, dass wir dort eben niemand
anders hätten, der Neuankömmlingen mit Rat und
Tat beistehen könnte. So wurde Nixdorf in Gnaden
wieder aufgenommen, wenn auch wohl auch mit Ein-

schränkung. – Wie wußte es, dass Herr Dalthe mir später zugab, dass er sich geirrt hätte, als ich von dem Besuch in der Tiergartenstrasse sprach. Leider war ich selbst wieder zu vertrauensselig, wodurch mich dieser "Kamerad" in schlimmster Form begaunerte, wie noch zu beschreiben. – Dank vom Hause Oestreich!

Wir warteten nun jeden Tag auf alle möglichen Gelegenheiten, nach dem in Aussicht genommenen Lande zu kommen, zumal auf eine Liste der Companie, denn vor Geldausgaben mussten wir uns so viel wie möglich hüten. Dreimal konnten wir so nach "Krapó" kommen, einmal in Begleitung Mordorfs. Da nun Nordorf auch wieder besser wurde, der Boden und die Bodengestaltung zufriedenstellend waren, so entschlossen wir uns zu diesem 13-Alqueiren grossen Stück. Da wir hofften, in Bälde noch Geld für das Land – das nicht vollständig in Deutschland bezahlt war, wahrscheinlich weil inzwischen die Preise gestiegen waren, – zu bekommen, so wurde der Kaufschein auch nicht ausgefertigt. Die Methode allmählicher Abzahlung war ja

vielfach üblich.

Wir hätten nun gleich anfangen können, doch war Regenzeit — in dem schlecht bedachten Haus von Nixdorf regnete es derartig durch, dass wir fast weggeschwemmt wurden und alle Sachen jedesmal in die Koffer zurückpacken mussten. — Regenzeit bedeutete aber, wie Nixdorf meinte, "Wartezeit", denn mit den Waldschlagen konnte erst im Mai begonnen werden. In diesen Dingen verliess ich mich natürlich auf die grössere Erfahrung Nixdorf's, glaube heute aber, dass er eigentlich die geldlichen Interessen dabei hatte und dass ich seine Behauptungen genau hätte kontrollieren sollen — vielleicht hätte man auch im April schon ganz gut anfangen können. Nun — die Zwischenzeit suchte ich bei Hahn auf seiner Fazenda in Faxinal São Sebastião zu verbringen, da er ~~uns~~ mich damals schon, als [illegible] mit mir in Londrina war, eingeladen hatte, zu ihm zu kommen. Ausserdem wollte ich Nixdorf nicht zu lange zur Last liegen, umsoweniger, als Rudi "Arbeit" ja kaum [illegible] und die Zeit für meine Pflanzen ent-

sehr viel später eintreffen würde. Um den 20 den Januar herum wollte ich fort.

Vorher benutzte ich die Zeit, – meist Sonntags – die in der Nähe wohnenden Kolonisten, meist vom "ersten Bloock" aufzusuchen, um alle Möglichkeiten in diesem Lande kennen zu lernen. Wir waren (Ritt ich) auch einmal auf der Nachbarfazenda, die Rock-Meier gehörte, den ich hier zum ersten Mal kennen lernte. Er konnte den ehemaligen Minister mit seiner "Sekretária", seinen "Amtsräumen" und seiner Geschäftigkeit nicht verleugnen. Auch fuhren wir einmal im Auto der Kompagnie mit einem Landmesser (der das Land dort gut kannte) nach Londrina, wo Neumann ein Stück Land ~~belegt~~ vorläufig belegt, aber noch nicht angezahlt hatte.

Am 20 Januar 37 fuhr ich nach Londrina, wo mir der Unterdirektor der Kompagnie, Dr. Davids versprach, für meine Reise nach Faxinal billig Reit- und Tragtiere zu stellen und einen Herrn Lichtenberg mit Namen, der uns schon vorher auf der Landsuche begleitet hatte, mitzugeben – eine außerordentliche

Entgegenkommen in der Tat!

Der Aufbruch wurde auf den 22. Januar angesetzt. Wir packten nur 2 Koffer für 1 Tragmula und liessen alles andere Gepäck bei Nixdorf, wohin wir nach unserer Reise wieder zurückkehren wollten, um dann sogleich auf unserem zukünftigen "Sitio" anzufangen. Da Nixdorf inzwischen nach Curitiba wollte, um hier eine grössere Zahl von Kühen für die Kolonisten einzukaufen, so schloss auch ich mich an und gab ihm 700 Milreis für eine Kuh in die Hand. Das Geld war verloren, denn dieser Hochstapler hat es gewiss nicht zu dem Zwecke verwendet, zu dem ich es ihm gegeben war – jedenfalls sah ich nichts davon wieder. Leichtsinn – Vertrauensseligkeit – aber er war doch offiziell von Thomas als "Kolonieleiter" und "Fachmann oder Berater" aufgestellt (wahrscheinlich auch irgendwie angestellt). An wen sonst hätte man sich denn in solchen Dingen wenden können? – Eine milchende Kuh war für mich als Milchtrinker aber so sehr nötig, da ich von Reis und Bohnen nicht

leben konnte.

Über die Reise nach Faxinal São Sebastião möge mein Tagebuch etwas ausführlicher berichten:

22 Januar 37 Morgens kam, wie verabredet, das Auto der Kompanie, um uns abzuholen. In Roland nahmen wir Herrn Liebe auf, und kauften auf dessen Karten ein, aber viel zu viel – es war ja nicht sein Geld. Danach, um 1/4 8 Uhr ab im Auto nach Apucarana, wo wir um 1/4 9 anlangten, nachdem wir auf dem glitschigen Wege bei Roland noch einen kleinen Unfall erlitten hatten. In Apucarana fanden wir die Pferde gesattelt und die Gepäckmula fertig vor, so dass wir bald fortkamen. Herr Liebe führte uns zuerst irrtümlicherweise durch den Ort, dann wieder zurück und bei einem einzeln stehenden Haus rechter Hand auf einen Pfad, der bald sehr verwachsen war. Es wurde erst besser, als dieser auf den von Londrina kommenden schmalen Weg auslief. Wir kamen endlich nach Pontão Grande von Maryland, wo ein gewisser Joaquim Pedro wohnte. Es war erst 4 1/4 Uhr und die beiden anderen hatten noch Lust, bis hinter

Marilandia (Araruva der Karte, später wohl so umbenannt) zu reiten. Ich war indessen durch das viele Traben so ermüdet, dass ich nicht weiter wollte. Der Herr Pedro Joaquim machte wohl einen netten und freundlichen Eindruck, aber sein Hof war von unzähligen Schweinen verdreckt und verwühlt und die Kinder starrten derart von Schmutz, dass mir (was immerhin selten ist) der Appetit völlig verging. So blieb ich in dem Maisschuppen, in dem wir uns einquartieren mussten, ohne Essen in der Hängematte des Herrn Linke liegen, während diese mit Rudi der Einladung in die Kabokkerhütte, den "Schweinestall", wie ich sie nannte, folgten. Nachts blieb ich in der Hängematte, Herr Linke u. Rudi legten sich auf die Maiskolben, fanden aber erst nach etlichen "pingas" Ruhe.

23 Januar 1937 (Sonnabend) Früh um ½ 6 Uhr schon auf. Herr Linke mit Rudi fing die Pferde ein. Der Kabokkler nahm mir für das bischen Mais für die 4 Pferde noch 4 $ ab, nachdem Herr Linke ihn und seine Familie noch vorher mit unseren Würsten traktiert hatte. Ich litt heute an

brennendem Durst. Wir kamen nun durch Marilandia (Arasuva), einem in der Tat selten schmutzigen, hässlichen, kurz in jeder Beziehung widerlichen Nest, vor dem wir schon, auch in Bezug auf die Einwohner, gewarnt wurden. Hier fingen jetzt die zusammenhängenden Pinienwälder an. Wir ritten weiter nach Santa Cruz, einem etwas freundlicheren Ort. Von hier aus sollten es nach Herrn Lida noch 36 Kilometer bis zum Ort Faxinal sein (nach der Karte 26 km). Auf einer ziemlich öden, nur mit Adlerfarn bewachsenen Hochfläche (wahrscheinlich durch Abholzung entstanden) überraschte uns ein starker Regen, der aber Rudi und mich zu meiner Freude nicht durchnässte, da wir uns gute Regenmäntel mitgebracht hatten. Dann weiter nach Faxinal, wo wir um 1/2 6 Uhr eintrafen. Am Ende des weit ausgedehnten Ortes waren wir aber erst um 6. Um Herrn Lidas Absicht, uns hier einzulogieren, mit ihm zu feiern und uns recht viel Geld ausgeben zu lassen, zu Schanden zu machen, war ich bereit, trotzdem ich wieder sehr mitgenommen war, auch die 15-17 km tief in die Nacht hinein durchzureiten. So ging es

erst im Schummern, dann im Dunkel weiter. Wir trafen auf unserem Wege öfter auf Holzkohlen, die zu Tale gingen nach Faxinal. Einmal wusste Herr Lida den Weg nicht mehr genau, kam aber bald ins richtige Geleise. Zuletzt ging es im Dunkeln ziemlich tief bergab. Endlich sahen wir im Tal ein Licht glänzen u. dann hielten wir – es mochte wohl 9 oder ½ 10 Uhr sein, vor einem Hause und riefen nach dem Besitzer. Herr Haba kam heraus und umarmte mich. Ich stellte ihm Rudi vor. Wir bekamen noch Abendessen. Herr Lida u. Rudi schliefen auf der Erde, ich in einem Bett im "Saal". Wir unterhielten uns noch lange u. gingen spät zu Bett, doch konnte Haba kein Ende finden und schwatzte noch bis Mitternacht mit Herrn Lida.

~~27~~ 24. Januar 1937 (Sonntag) Herr Lida blieb heute noch da. Es wurden unzählige "pingas" vertilgt und es gab dann ein gutes Essen. Jedenfalls waren wir froh, endlich am Ziel angelangt zu sein.

25. Januar 37 – 28. April 37 (Mittwoch) bei Haba in Faxinal geblieben

Herr Hahn war Junggeselle und eine deutschstämmige Familie aus Santa Catarina, Flinkerbaum mit Namen, war bei ihm. Er half auf der Fazenda, sie machte die Wirtschaft und kochte.

Den anderen Tag gingen wir die "Fazenda" besichtigen, soweit etwas zu besichtigen war. Es war nämlich ausser einer Mühle mit Wasserantrieb (die aber im Augenblick nicht funktionierte) so gut wie nichts da. Die kontrastierenden Schilderungen in Leipzig von alle dem, was er gemacht hatte, waren seiner Phantasie entsprungen. Die bewies er wirklich und seine Erzählungen waren auch ganz drollig und oft humoristisch – hatten Dr. Combecker und ich uns damals, als wir Hahn im Hotel in São Paulo trafen, köstlich über seine Heiratsgeschichte und andere Anekdoten amüsiert. Mit der Zeit wurde sein ewiges Erzählen aber langweilig, besonders, da er sich oft wiederholte. Was den klugen Flinkerbaum gegen ging besonders, dass Herr Hahn weiter nichts tat, als im Hause zu sitzen und sich mit Nachbarn und zufälligen Ankömmlingen zu unterhalten. Bei irgendwelchen Anlagen oder Verb-

ankaufen, zu denen ihn Herr Flinkerbusch zu bewegen suchte, konnte er sich nicht entschließen. Ein Mann ohne jede Tatkraft und reiner Maulheld, wenn auch ganz amüsanter. Er war offenbar nicht ganz auf der Höhe, hatte er doch schon in seiner Heimat einen Schädelbruch (ich glaube durch Boxen) erlitten und dann erzählte er, sei sein Schädel zwischen Rad und Wand in der Mühle eingeklemmt gewesen. Im Erzählen und Witzeleien fand er in Rudi einen guten Kameraden, mich ergötzte er meisten durch sein Zitherspiel, das er sehr gut beherrschte. Jede Möglichkeit zu feiern, besonders Sonntags, nutzten wir aus zu Cocktailgelage (Gingo mit Apfelsinensaft war,) den ich, glaube ich, eingeführt hatte: Cocktail à la Santa Blanca).

Hin und wieder ging Herr Flinkerbusch mit Rudi abends auf Gürteltierjagd. Die Hunde trieben die "tatu" aus ihren Höhlen. Wir aßen sie zu Mittag, doch war die Zubereitung nur nach Art der Kolonisten und das weichliche Fleisch gefiel mir nicht sehr.

Sonst war der Aufenthalt im Halmeder Hause ganz gemütlich. Unangenehm war nur die Unmenge von Sandflöhen, die es hier gab. Es war gräulich – diese Plage. Ungelogen: saßen wir stundenlang auf der Treppe vom Haus zur Küche und Frau Flinkerbrand zog mir einen Sandfloh nach dem andern aus den Zehen, dann ihre eigenen und schließlich die der Katzen und Hunde. Rudi und Flinkerbrand verstanden nicht, sich selber zu helfen. Der gute Hahn saß mit übergeschlagenen Beinen dazwischen und behauptete, er hätte keine Sandflöhe. Wir alle konnten das nicht glauben. Frau Flinkerbrand meinte, er fühle sie nur nicht. Schließlich verlangten wir, dass er den Beweis antreten – er zog Schuhe und Strümpfe aus und tatsächlich: Frau Flinkerbrand konnte nicht einen einzigen entdecken. Ein förmliches Wunder!

Hier lernte ich eine neue Plage kennen: die Maden-bremse, die von der allerdings José von Rodrigues ein Paar damals eine auf den Kopf gehabt hatte. Ich hatte sie mir wohl beim Pflanzensammeln geholt: ich fühlte ein Jucken, besonders auf dem Rücken, das abends unerträglich wurde. Als ich es Flinkerbrand mitteilte, ließ er sich die Stelle zeigen

Es waren bei meinen Kretaeanen die Menschenbremsen (deren
Eier ja durch gewöhnliche Fliegen und auch andere Zwei-
flügler übertragen werden, Wenn die Menschenbremse sie
an den Körper klebt, nachdem sie eine von ihnen gefangen hat);
wenn ich nicht irre, klebte er irgendwie Tabak auf die
Stellen und sammelte am anderen Morgen die auf der Ober-
fläche liegenden Larven ein. Es waren im ganzen 13 Stück.
(Am besten klebt man statt Tabak Heftpflaster auf die
Stelle, jedenfalls können sie so nicht atmen u. bohren sich bis
zur Oberfläche der Haut durch, so dass man sie mühelos ab-
sammeln kann).

Am nettesten war ein Naturpark dicht am
Haus, den Hahn hatte anlegen lassen, indem er das
Unterholz fortschlagen liess. Hier fand ich manche
blühenden Bäumchen oder Lianen, u. a. eine Marc-
gravia und auch Epiphyten. Auch machte ich weit
ausgreifende Excursionen, um Pflanzen zu sammeln, wo-
bei mich manchmal Flinkerbusch begleitete. Ledi
liess mich ganz ruhig mit dem Rucksack und der Presse
in den Busch ziehen und zog es vor, bei den Schwätzern

zu sitzen und die Küche zu pflegen. Dabei sollte doch das Pflanzensammeln unser Lebensunterhalt sein. Am Ende des Aufenthaltes bei Hahn schämte er sich wohl doch etwas und begleitete mich, wenn auch nicht gerne. Späterhin, als er sah, dass nicht weniger als 4 Contos dafür eingingen, hatte er die Entschuldigung, dass er an solches Ergebnis nicht gedacht hätte. Ich aber hatte mich über seine dickfellige Art bereits genugsam gegrämt.

Mit Herrn Hahn machten wir mehreremale Besuche bei Deutschen oder Deutschstämmigen, die in der Umgebung wohnten. So ritten wir z. B. mit Herrn Hahn zu Herrn Zimmermann (demselben, der später viel Geld verdiente und von dem ich das Hotel in Apucarana kaufte). Damals lebte er mit Frau und Kindern in einem ganz mässigen Ansiedlerhaus.

Einmal waren wir auch noch bei einem Herrn Kayser, ein ganz einfacher und etwas gewöhnlicher Mann. Er hatte aber auch eine gewaltige Klappe, ohne geradezu unangenehm zu sein. "Verrückte Wirtschaft" war sein Lieblingswort und [illegible] übrigens auch bei ihm. Er wohnte auf der Fazenda

Zum Ivahy
Araucarien
Flocino
260
Faz. Maack
428
Taz Hahn
100
30
Rio Azul
Zum Ivahy
Ignac.
José
Manuel
Pedro
Cunha
ca 400
Faz. Doll 287
(Hahn)
Joaqu.
Mello
Rio
P.
Cunha
Wenceslao
Manuel Laurro
Mello
ca. 600
Rio Azul
Guillermo
Serafin
Antonio
Rio São Pedro
Rio de Peixe

von Maack, die er sozusagen verwaltete. Er selbst zog natürlich Schweine, die, wie immer, wenn sie frei herumlaufen, fürchterlichen Dreck ins Hausflure bringen.

Der netteste Ausflug war einer zum Rio Peixe, an dem sich auch Familie Henkenbrock beteiligte. Wir nahmen am Flüsschen unser Essen ein, badeten und ich brachte eine gute Ausbeute von Pflanzen mit. Auf dem verwachsenen Wege sahen wir viele Caligo beltrao, die an abgefallenen Früchten saugten oder aus dem Gebüsch hervorkamen.

Nachdem wir meinen Geburtstag, den 2. April gemütlich gefeiert hatten, zog Rudi mit Hahn (denen sich noch Keyser anschloss) zu Pferd nach Ponta Grossa, wo sie natürlich besser lebten, als wir auf dieser traurigen "Fazenda".

Soweit ich nicht botanisierte, machte ich während dieser Zeit Pläne für die Hausanlagen und einen für das Haus selbst. Da wir das Terrain ja ziemlich kannten, so zog ich dabei die Bodengestaltung und vor allem auch die Himmelsrichtungen in Betracht, so dass die Küche nicht, wie in so-

manchen Fällen auf die Nordseite (Sonnenseite!) zu liegen kam. — Wieviel Häuser, wieviel Stationen hatte ich schon entworfen, ich glaubte aber, dies war die letzte Planung, denn ich dachte ganz sicher, hier für den Rest meines Lebens zu bleiben.

Oh — welchem Irrtum ist doch der Mensch unterworfen!

Am 22. April 1937 kam Rudi allein zurück, denn Herr Hahn hatte sich entschlossen, nach São Paulo zu fahren.

In den letzten Tagen packte ich meine Pflanzen in Kisten, entnahm dem üppigen Blumengarten am Hause manche Stecklinge oder Samen. Einen kleinen Hund, der mir garnicht imponierte, nahmen wir auf Rudis eindringlichen Wunsch mit, ebenso eine ganz lustig gezeichnete Katze. Dann, am

29. April 1937 (Donnerstag) ~~zogen wir ab~~ wollten wir los. Nach herzlichem Dankeswort an die Familie Flinkertruck, mit denen wir gut harmoniert hatten, ~~standen~~ warteten die Pferde für uns gesattelt vor der Tür und wir warteten auf die Gepäckmula, die wir von [illegible]

Henke gemietet hatten. Sie kam aber mit einer grossen Herde an. So war es unmöglich fortzukommen. Wir sattelten wieder ab und blieben diesen Tag noch auf der "Fazenda".

30 April 37 (Freitag) Ob wir eine andere Mula bekamen oder die Henkesche inzwischen behandelt war, so dass man sie gebrauchen konnte, weiss ich heute nicht mehr. Jedenfalls gab es noch viel Palaver mit dem Fragtier: die "Cangaia" mit den bekannten Kisten rutschte alle Augenblicke herunter und Rudi mit dem Sohn von Pereira, der uns begleitete, musste dann absteigen. Endlich war der Riemen genügend fest angezogen, so dass wir bei Meyers vorbeizogen, ohne dass uns geholfen zu werden brauchte. In Farinal drückten wir Herrn Wedekind die Hand, den wir bei Hahn kennen gelernt hatten. In einem Flecken dahinter wartete Herr Pereira auf mich und auch Frau Henke war zu meiner Verwunderung da. Ich sagte Pereira, dass wir zunächst bis "João de Franco" (der uns von Hahn empfohlen war) reiten wollten, so ich mir dann überlegen wollte, ob wir bis Henkes weiterziehen würden. Die Frau hatte aber die Absicht

uns bis zu ihrem hinter Santa Cruz liegenden Farmen zu schleppen und dies hätte uns Pereira natürlich aufgehalten, wollten wir unter Francos Begleitung hinausreiten. Ich war sehr ärgerlich darüber, weil ich solche "Gewaltritte" scheute, denn wir mussten nun bis in die Nacht hinein im Sattel sitzen. So ging es die letzte Strecke in völligem Dunkel, was mir höchst unangenehm war, weil ich mich auf die Augen des Reittieres verlassen musste, das ja die Kühle seines Reiters nicht in Betracht bringt. Als es nun noch vom Hauptweg eine ganz schmale u. verwachsene Pikade ziemlich steil zum Hause abwärts ging, musste ich mein Gesicht mit beiden Händen schützen und das Pferd stolperte oft so sehr, dass ich sogar ein Stück vorausrutschte. Ich flehte derart laut auf Frau Dr. Lindberg, die immer schnellen vorausgeritten war und weiter, sie solle auf mich warten und das Pferd führen, so dass Onkel mich zu beruhigen suchte, der hinter mir ritt.

Unten vor dem Urwalde, aber ganz sauberen Haus angekommen, begrüsste mich der alte Heinke Bichel

und freundlich und wies man uns das andere Schlafzimmer mit dito Betten als Ruheplatz an, so dass mich dies ein wenig über den schlechten Anfang hinweghalf. Inzwischen bereitete die Frau in der Küche noch Essen. In der Nacht war unsere Mula (ebenso ein Luxusreiner) weggelaufen zu Frau Henke, die wohl etwas gemerkt hatte, was in der Nacht kontrolliert und hatte sie wieder eingefangen.

1 Mai 1937 (Sonnabend). Morgens sah es grau aus und als wir fortritten, fing es an zu regnen und alsbald an zu gießen. Nur beim Durchritt durch Marilandia entstand eine Pause, in der es kaum regnete, um nachher wieder umso stärker zu gießen. Es folgte uns eine ganze Strecke ein weißes Pferd, das nicht zu verscheuchen war. Gegen 6, ½ 7 Uhr kamen wir in Speciosina an und ~~hielten~~ stiegen in einer jammervollen Pension mit viel Schmutz aber nettem Wirt. Bei ihm lernten wir unseren Köter mit dem schönen Namen Wolf.

2 Mai 1937 (Sonntag) Zuerst brachten wir unsere Mula unter und zwar auf der Weide der Companie, wozu uns einen Herr

von der Verwaltung, den wir zufällig trafen, die Erlaubnis verschaffte. Wir gingen in diesem kleinen Ort munter, tranken bei dem Polen Adam (heute, 1952, Millionär!) eine Flasche Wein (er hatte eine Venda) und fuhren nachmittags mit der Jardineira nach Rolandia.

Schon, als wir beim Rolandsbogen ausstiegen, hörten wir durch irgend jemand, dass unsere Kuh, die Nixdorf besorgen sollte, gestorben sei – die erste Hiobspost, die mir furchtbar durch die Glieder fuhr, da meine Hoffnung, im Wald gut aushalten zu können, hauptsächlich auf der mir so nötigen u. angenehmen Milchnahrung beruhte.

Nixdorf, als er vom Feld zurückkam, bestätigte diese Nachricht und zwar mit lächelnder Miene, als ob es sich um eine Kleinigkeit handele. Er fügte dann noch eine zweite Hiobspost hinzu, nämlich die, dass unsere Sachen in Santos noch immer nicht aus dem Zoll heraus waren. Er meinte, das wäre ja alles nicht sehr angenehm, dafür hätte er aber eine gute Nachricht, nämlich die, dass er,

Nindorf, eine glänzende Verbindung mit dem Fachleute de Biologie in Leipzig für mich angeknüpft hätte. Was der nähere daran war, ob er vielleicht Maack gesprochen, weiss ich heute nicht mehr, da ich diese gute Nachricht für eine Nindorf'sche Finesse hielt, die er sich nun ausgedacht hatte, um die Wirkung der beiden anderen bösen Nachrichten auszugleichen.

Ich war ~~erst~~ furchtbar erschrocken und innerlich starr über den schweren Verlust der Kuh, die angeblich schwindsüchtig gewesen und unterwegs gestorben sei. Nindorf fügte mitleidig fast lachend hinzu: Nicht einmal das Fell wäre mehr da. Ich konnte nur noch knapp meine Fassung bewahren, glaubte aber damals noch an Nindorfs Darstellung oder redete mir diesen Glauben doch ein. So weit ging die "Treue", die ich diesem Wikinger-"Kameraden" innerlich hielt. Oder ist dies nur Dummheit?

Viel später, als sich innerlich die Gewissheit bei mir einstellte, dass er ein Hochstapler sei, wie man das landläufig kennt (wie sogar Thomas von

ihm gedroht hatte), die Auslandsstelle der NSDAP an der Volksmund gesagt hatte. Dann war seine vergnügte Erklärung von meinem Verlust verständlich: er meinte dies so darstellen, als ob es sich um eine Kleinigkeit handle, so bei einem Verlierer im unentbehrlichen Kartenspiele oder beim Sport, wo es doch Ehrensache ist, dass der Verlust nicht beklagt wird. Selbst meine alten Tanten klagten nicht, wenn sie bei ihrem Whist einmal verloren; sie scherzten sogar noch darüber.

Das Pech, das mich seit so vielen Jahren verfolgte, ging weiter. Aber ein Stück des Schicksals war es, dass dieser Gedanke, im Biolog. Institut von Curitiba einzutreten bzw. mit ihm zu verhandeln, just in diesem Augenblicke auch von diesem Menschen geäussert wurde, der ihn ja nun als Politikarbeiter eingelaucht hatte.

Heute, wo ich für an diesem Institut als Botaniker angestellt bin, sage ich mir: das Beste wäre gewesen, diese Stellung damals zu erstreben, nach Curi-

tika zu reisen und aus dem Wunsch[illegible] der Fantastik Wirklichkeit zu machen. Mir fehlte eben die kaufmännische Wendigkeit und vor allem genügend Selbstvertrauen. Ich war wie ein niedersächsischer oder bayer. niederländischer Bauer mit seinem Starrsinn, der nur sein „Land“ sieht und nichts weiter – vielleicht behaftet der „Tasman“ oder Vorfahren.

Auch die Post, die ich am anderen Tage von Rolandia holte, brachte keine Hilfe, nicht den erwarteten Brief von Dr. Schelle Neumann wegen des Landerwerbs in der Lorat, nicht die Nachricht von der Anweisung meines restlichen Vermögens, das mir in Aussicht gestellt war. So musste ich mich jetzt oder darauf gefasst machen, früher oder später nach São Paulo zu müssen, um die Herausgabe meiner Gelder in Santos und die Absendung der Sachen zu betreiben.

Keine Erleichterung, kein Lichtblick: ich war für die grüne Hölle einmal bestimmt und nun gezwungen, das beste daraus zu machen und die Arbeiten auf dem Grundstück zu organisieren. So bekümmerte

1937

sahen wir uns in den Tagen vom 3–10 Mai 37 von Nixdorfs Fazenda aus um Hilfskräfte um, die uns erst mal den Wald niederschlagen ~~sollten~~ und den Platz für das Haus säubern sollten, vorläufige Unterkunft errichten usw. Unsere Bemühungen führten dazu, dass wir in Rolandia drei deutschstämmige junge Leute als Hilfsarbeiter in Dienst nehmen konnten. Sie hiessen Dölkl, Schwalenburg u. Otto Meissner. Letzterer war der sympathischste von den dreien und hielt auch am längsten bei uns aus. Nachdem ich noch einmal nach Londrina gefahren war, um mit Direktor Thomas wegen des "botanischen Gartens" Rücksprache zu nehmen, wurde mein Koffer von Nixdorf am Tage vor dem Umzug, den 10 Mai 37, nach Rolandia gebracht, damit der Umzugswagen ~~Auto der Kompanie~~ am nächsten Tage nicht erst nach "Heimtal" zu kommen brauchte, denn der grosse Wagen (Camião) gehörte August Nixdorf in Rolandia, von wo wir ausgingen.

Escala 1: 750 000
10 km 20 km
SÃO PAULO
PORECATU
Alvorada do Sul
Centenário do Sul
1º de Maio
Paranagi
RIO TIBAGI
R. PARANAPANEMA
SALTO GRANDE
OURINHOS
BELA VISTA DO PARAÍSO
Sertaneja
Leópolis
Itambaracá
ANDIRÁ
CAMBARÁ
Marques dos Reis
SERTANÓPOLIS
JAGUAPITÃ
R. Bandeirantes do Norte
Valência
CORNÉLIO PROCÓPIO
BANDEIRANTES
S. MARIANA
JACAREZINHO
Astorga
URAÍ
Congonhas
RIBEIRÃO CLARO
CAMBÉ
JATAIZINHO
IBIPORÃ
ABATIÁ
S. ANT. DA PLATINA
Sabáudia
ROLÂNDIA
LONDRINA
ASSAÍ
Rio Itararé
Maringá
ARAPONGAS
RIBEIRÃO DO PINHAL
Conselh. Zacarias
Joá
CARLÓPOLIS
Tulhas
CINZAS
Marialva
S. Sebastião da Amoreira
Guapirama
JOAQUIM TÁVORA
MANDAGUARI
Irerê
APUCARANA
CONGONHINHAS
QUATIGUÁ
Marimbondo
Jandaia do Sul
Salto do Itararé
SIQUEIRA CAMPOS
Tamarana
ARAIPORANGA
Araruva (Marilândia)
Jaboti
S. Ana do Itararé
Rio Bom
TOMAZINA
Pinhalão
IBAITI
VENCESLAU BRAZ
S. José da Boa Vista
Calógeras
Faxinal
Natingui
CURIUVA
Anta
R. Laranjinha
R. Congonhas
R. S. Jerônimo
Rio Taquara
R. Apucaraninha
R. Apucarana
Rib. do Engano
Rib. do Rumo
Rib. Jaboticabal
Rio Jacarèzinho
Rib. dos Apertados
Rib. Três Bocas
Rib. Jacutinga
Rib. Vermelho
Rib. Grande
Rib. do Capim
Rib. Bonito
Rib. dos Veados
Rib. Barra Gr.
R. Ivaí
Rio Bom
Rib. Marialva
R. Pirapó